

Karl-Heinz Ohlig

Anders geht es nicht mehr

Die nationalen Kirchen müssen sich – wenigstens teilweise – von Rom emanzipieren

Die katholische Kirche in Deutschland durchläuft eine tiefe Krise – in anderen Ländern sieht es vergleichbar aus -. Sie verliert an moralischer Reputation, vor allem durch den katastrophalen Missbrauch und dessen Vertuschung, aber auch durch viele weitere Probleme. Die Kirchenaustritte nehmen schlimme Formen an, eine geordnete Seelsorge ist auf Dauer kaum noch aufrechtzuerhalten, solange sie Priesterzentriert ist, der Ausschluss von Frauen von allen Weiheämtern ist mittelalterlich usw. Der synodale Prozess zielt tiefreichende Reformen an, die vielleicht das Schlimmste verhüten könnten. Aber es sieht nicht so aus, als könne dieser Prozess erfolgreich sein, weil Rom bzw. die vatikanischen Behörden an jeder Stelle bremsen. Hierfür gibt es mittlerweile viele Beispiele. Die letzte Intervention Roms zur Frage einer kirchlichen Segnung zum Beginn einer homosexuellen Partnerschaft hat in der deutschen Kirche verheerend gewirkt. Es zeigt sich immer deutlicher, dass die Fixierung auf die absolutistische Stellung der Päpste – und damit seiner Behörden – eine Kirchenreform in Deutschland, die bitter notwendig wäre, verhindert. Oder kann man sich vorstellen, dass Rom den Zugang von Frauen zum Priesteramt, die Abschaffung des Zölibats, die Möglichkeit einer Gemeindeleitung durch „Laien“ usf. gestatten wird? Wer Reformen will, muss die bisherige Romfixierung aufbrechen und auch gegen römische Verbote handeln. Ein wenig zeigt die Reaktion von Priestern, Theologieprofessoren und sogar Bischöfen auf das Homosexuellenverdikt, dass die Bereitschaft zum unbedingten Gehorsam Risse bekommt. Und das ist gut so, wenn es durchgehalten wird.

Diese Entwicklung – wenn sie denn weitergeführt wird – wäre für die Kirche positiv und notwendig. Die starke Ausrichtung auf römische Entscheidungen, selbst in kleins-

ten Fragen, ist eine Folge der völligen Veränderung, die die katholische Kirche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem durch das Erste Vatikanische Konzil, erfahren hat: sie wurde zu einer Papstkirche, so dass selbst heute noch viele Katholiken Reformen vor allem von Rom oder dem Papst erwarten. Und der gegenwärtige Papst sagt und schreibt gelegentlich Sätze, die Hoffnung machen – und die er dann durch seine Unterschrift unter unglaublich reaktionäre römische Erlasse widerruft. So wird nichts daraus, Reformen müssen unabhängig von Rom in eigener Verantwortung der nationalen Kirchen durchgeführt werden.

Dies wäre kein Bruch mit der katholischen Tradition; denn in der Kirche haben bis zum späten 19. Jahrhundert weithin die jeweiligen Regionen ihre Dinge selbst geregelt – und dies lässt keinen Nachteil für die Effizienz und Glaubwürdigkeit der Kirche erkennen (vgl. den nachfolgenden Rückblick auf die Geschichte des Primats). Eine absolutistisch regierte Kirche in aller Welt, in der es überall auf die gleiche Weise zugeht, muss scheitern und ghettohafte und sterile Zustände bewirken.

Das Amt der Einheit, das Papsttum, bringt auch Vorteile, die bei einer bloß landeskirchlich strukturierten Kirche fehlen. Aber die Päpste sollten sich dabei um den Dialog aller Nationalkirchen miteinander bemühen, Gespräche und Kommunikation fördern, ohne auf absolutistische Weise Vorschriften zu machen. Diese Korrektur muss wohl erzwungen werden, wenn es Chancen auf eine Verbesserung geben soll.

Karl-Heinz Ohlig

Rückblick auf die Geschichte des Primats

Mögliche Zukunftsperspektiven

These: Das Papsttum ist eine Organisationsform der Kirche bzw. Kirchenleitung. Der

folgende Rückblick zeigt, dass es dafür keine biblischen Grundlagen gibt, auch keine „continua successio“, erst recht keine durchgängige Rechtsform, und die Ausdehnung der päpstlichen Macht im Sinn einer absolutistischen Herrschaft und auf die Lehre („Unfehlbarkeit“) ist eine Neuerung des 19. Jahrhunderts.

Damit der Rückblick lesbar ist, verzichtet er auf die Diskussion der Quellen und der entsprechenden Literatur. Diese ist schon bei anderen Gelegenheiten ausgebreitet worden. Aber im Fall von Widerspruch kann dies nachgeholt werden.

Das Amt in der Kirche geht weder auf jesuanische noch auf >apostolische< Einsetzung zurück, sondern ist von der jungen Kirche selbst geschaffen worden, um eine wirksame Evangeliumsverkündigung zu gewährleisten. Die Entstehung der nachösterlichen Kirche aus Juden und Heiden lag zwar in der Konsequenz des Lebens und der Sache Jesu. Jesus selbst aber hat nicht die Gründung einer >Kirche< intendiert (vgl. Naherwartung, Selbstverständnis als Reformator Israels, Rückführung der Aufnahme von Heiden auf eigene Geistoffenbarung, Apg. 10, usf.).

Wenn der Apostolat, wofür vieles spricht, ins Leben Jesu zurückreicht, hatte er keinerlei >Amts<charakter; die 12 Apostel sind vielmehr Symbol des Anspruchs Jesu auf eine Reform Gesamtisraels, der 12 Stämme.

Deswegen hat er nicht das Amt in der Kirche und auch kein Petrusamt begründet. Diese sind nachjesuanische Entwicklungen. Die entsprechenden Petrusstellen im Neuen Testament haben eine andere Funktion und Aussage, als sie traditionell in der katholischen Theologie interpretiert wurden.

Die Kirche entstand nach dem Tod Jesu aus den Jüngergemeinden, die seine Nachfolge fortsetzen wollten. Damit diese Gruppen funktionsfähig waren, entstand bald eine Reihe von „Diensten“ (vgl. 1 Kor 12,4-11; 27-30); ein Amt der Gemeindeleitung wurde erst notwendig und wichtig, als die Gemeinden anwuchsen und die Naherwartung zurückging, sich also auf Dauer einrichten mussten. Dieses Amt wurde gebildet nach dem Modell der jüdischen Synagogengemeinden, die von einem Gremium von Presbytern („Ältesten“ = seriösen Män-

nern) geleitet wurden. Weil nichtjüdische Christen mit dem Begriff Presbyter nichts anzufangen wussten, bürgerte sich bei ihnen ein Begriff aus ihrer hellenistischen Stadtverwaltung ein: Episkopos (Aufseher). Beide Begriffe werden im NT mit gleicher Bedeutung verwendet. Die Gemeinden wurden bald also von einem Kollegium von Presbytern/Episkopen geleitet.

Frühestens im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts beginnt das Amt der Gemeindeleitung, unter den neuen Anforderungen nach kirchlicher Stabilität und Kontinuität neben oder an die Spitze der Dienste zu treten. Diese Entwicklung ist greifbar in den Deuteropaulinen (Ti 1, 5-9; 1Tim 3, 1-13; 5, 17-22) oder in der Betonung des Apostolats in einem amtlichen Sinn und der Sukzession in den lukanischen Schriften.

Im zweiten Jahrhundert konnte in manchen Regionen (vor allem Syrien und Kleinasien) einer aus dem Kollegium, der besonders geeignet war (als Sprecher, Organisator), eine besondere Stellung erringen. So konnte sich der Leiter des Presbytergremiums, für den dann der Name >Episkopos< reserviert wurde, von seinen Kollegen abheben und das Leitungsamt in besonderer Weise verkörpern: Der monarchische Episkopat entstand, das Presbyterkollegium wird in eine untergeordnete Stellung verwiesen.

Die Presbyterialverfassung konnte sich in weiten Teilen der Kirche noch lange erhalten (in Rom z.B. bis 150?); erst in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts setzte sich der monarchische Episkopat im Raum der Großkirche durch, so dass von dieser Zeit an das Leitungsamt eine dreigliedrige Struktur (Episkopos, Presbyter, Diakon) besaß.

Diese effektivere Form setzte sich allmählich durch. In Rom wurde diese neue Form der Gemeindeleitung erst in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts übernommen. Bis dahin gab es in Rom also keinen Bischof, der ein (nicht vorhandenes) Petrusamt hätte beerben können. Die Gemeinde in der Hauptstadt Rom wurde aber trotzdem, vor allem im Westteil der Kirche, ein wichtiges Zentrum.

In der altkirchlichen Zeit wurden die Petrusstellen des Neuen Testaments als Aussagen über den Glauben im Sinn des Christusbekennnisses des Petrus verstanden

(vgl. z.B. Origenes [gest. 254]: „Fels aber ist jeder, der Christus nachfolgt“). Ein Verständnis im Sinne eines Petrus(Leitungs-) *amtes* wurde erstmals in Nordafrika entwickelt (Tertullian [gest. nach 220], Cyprian [gest. 258], dort aber als Hinweis auf die Rolle jeden Bischofs aufgefasst. Dies war aber die Basis dafür, dass später römische Bischöfe das Petrus- als Leitungs-Amt ausschließlich auf sich beziehen konnten. Dies formulierte als erster der römische Bischof Damasus I. im Jahr 382 und forderte für Rom ein universales Leitungsamt, dies wurde von ein wenig späteren römischen Bischöfen aufgegriffen und verstärkt (Innozenz I. [gest. 417] und Leo I. [gest. 461]). Rund seit dem Jahr 400 gibt es also erstmals in Rom den Anspruch, mit Berufung auf die Nachfolge des Petrus, ein universalkirchliches Leitungsamt zu besitzen und so von anderen Kirchen Gehorsam zu fordern (die Papstlisten müssten also mit Damasus beginnen).

Dieser Anspruch fand in der griechischen Kirche, damals der größte Teil der Christenheit, keine Zustimmung, und auch im lateinischen Westen gab es längere Zeit nur vereinzelt eine Akzeptanz des römischen Anspruchs.

Einen deutlichen Schub für das Ansehen der sich mittlerweile Päpste nennenden römischen Bischöfe brachte einmal die Schwächung der Ostkirche durch die islamische Expansion seit dem 8. Jahrhundert, die angelsächsische Mission (Beispiel Bonifatius [gest. 754]) mit ihrer Petrusdevotion und die Politik der frühen Karolinger: Nach Absetzung des merowingischen Königs durch seinen Hausmeier Pippin benötigte letzterer eine Legitimation, selber König zu werden, die Papst Zacharias (gest. 752) beschaffte. Pippins Sohn Karl (der Große, gest. 814) griff die alte Idee vom Römischen Reich auf, dessen Kaiser er im Jahr 800 wurde. Aber auch die Päpste knüpften an diese Tradition an und beanspruchten die – nicht immer nur geistliche – Leitung des Reichs. Fortan bildeten Papst und Kaiser konfliktreich die bestimmenden Pole im sich formenden Abendland. Im Investiturstreit (1076-1122) versuchten sie, ihre jeweiligen Kompetenzen zu regeln. Das Mittelalter kennt eine Reihe von Zäsuren, die für die Rolle des Papsttums wichtig sind (z.B. Gregorianische Reform [Gregor, *Dictatus Papae* von 1075]), die hier aber

nicht im einzelnen vorgestellt werden können. Jedenfalls wuchs die Bedeutung des Papsttums, trotz auch vieler Rückschläge (z.B. Exil von Avignon 1309 - 1377), die auf dem Konzil von Konstanz 1415 sogar zu einem Dekret führte, in dem die Oberhoheit des Konzils über den Papst gelehrt wurde.

Auch in der frühen Neuzeit konnten päpstliche Legaten während des Konzils von Trient (1545 bis 1563 in drei Tagungsperioden) eine große Rolle spielen. Aber der starke Episkopalismus vieler Bischöfe verhinderte eine Definition der Leitungskompetenz des Papstes in Trient. Die theologische Bestreitung des Papstamtes in der Reformation führte aber dazu, dass umgekehrt die katholische Theologie erstmals das Papsttum in ihr Bekenntnis aufnehmen musste.

Nach Trient entwickelte sich eine durchgängig landeskirchliche Struktur der katholischen Kirche (in Frankreich: Gallikanismus, in Spanien Regalismus, in Österreich Josephinismus, in Deutschland Episkopalismus/Febronianismus). Zwar blieb der Papst ein wichtiger Bezugspunkt, aber die Landeskirchen regelten ihre Angelegenheiten weithin selbst.

Diese Entwicklung wurde gebrochen durch die französische Revolution und Napoleon. In vielen Ländern geriet die Kirche in politisch bedingte Schwierigkeiten (in Deutschland z.B. verloren die mächtigen katholischen Kurfürsten ihre Macht, durch die Säkularisation kamen viele katholische Territorien unter protestantische Herrschaft), so dass die bisher mächtigen Landeskirchen Schutz suchten beim Papst „jenseits der Alpen“, die landeskirchlichen Kompetenzen lösten sich auf und es entstand der Ultramontanismus. Eine Aktivität Napoleons vor allem wurde für die Ausweitung der päpstlichen Macht wichtig: er wollte die französische Kirche in seinem Sinn neu ordnen und die amtierenden Bischöfe absetzen. Er zwang den widerstrebenden Papst dazu, diese Verfügung zu unterschreiben. Diese Zwangsmaßnahme führte in der Zeit nach Napoleon, als dieser „vergessen“ wurde, zu ihrem Gegenteil, zu einer Stärkung der päpstlichen Stellung: Es setzte sich die Rechtsauffassung durch, dass der Papst, was ihm bisher nicht so einfach möglich war, Bischöfe (sogar der

mächtigen gallikanischen Landeskirche) ein- und absetzen konnte.

Auf dem Ersten Vatikanischen Konzil 1869-1870 konnte der autoritäre und machtbewusste Papst Pius IX. den päpstlichen Jurisdiktionsprimat und die neue Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes gegen Widerstände durchsetzen. Seitdem ist die Katholische Kirche zu einer gänzlich auf das Papsttum fixierten absolutistisch geleiteten Größe geworden. Eine Rückkehr zu einer größeren Autonomie der „Landeskirchen“ ist notwendig, wenn nicht alle Initiativen zu Reformen erstickt werden sollen. Dies wäre kein Bruch mit der katholischen Tradition, sondern eine Rückkehr zu vorabsolutistischen Zeiten.¹

Norbert Scholl

„Nehmt und stellt mich zur Schau!“ oder „Nehmt und esst alle davon!“

Schon wieder kein Fronleichnamsfest, wie wir es gewohnt waren! Keine Prozession, keine Monstranz unterm „Himmel“, keine Blumen streuenden Kommunionkinder, keine Blasmusik, keine Trachtengruppen, keine Schützenvereine, kein Fronleichnamstourismus zu den Hüfingervillen, keine Teppichen, zur Hallstatter Seeprocession oder zur „Müllheimer Gottestracht“! Manch braver Katholik und manche fromme Katholikin mögen seufzen: „Es war doch immer so schön. Und so gut katholisch. Corona hat alles vermässelt.“ Aber vielleicht ist es gar nicht so. Vielleicht können wir Corona dankbar sein, dass diese Wende herbeigeführt wurde. Denn der Ursprung

¹ Vgl. hierzu vom Verf., Braucht die Kirche einen Papst? Notwendigkeit und Grenzen des päpstlichen Primats (Topos Taschenbuch Nr. 10), Düsseldorf 1973; Klaus Schatz, Der päpstliche Primat. Seine Geschichte von den Ursprüngen bis zur Gegenwart, Würzburg 1990.

des Festes gibt doch zu einigem Nachdenken und vor allem zu einer grundlegenden Reform Anlass.

Ursprung des Festes

Das Fronleichnamsfest gibt es seit dem 13. Jahrhundert. Da hatte die Nonne Juliana Visionen. Sie war Oberin in einem Kloster in Lüttich, wurde aber wegen ihrer allzu großen Strenge zweimal von ihren Mitschwestern vertrieben, und lebte nach dem zweiten Vorfall abgeschieden von der Außenwelt.

Kein Wunder, dass jemand in dieser Situation auf allerlei merkwürdige Gedanken kommt. So sah sie einmal im Traum den Mond, der an einer Stelle einen dunklen Fleck aufwies. Den Mond deutete sie als das Kirchenjahr, dem zum vollen Glanz noch ein Fest zu Ehren der heiligen Eucharistie fehle. Bald erfuhren etliche rührige Seelsorger von den seltsamen Gesichtern der Nonne. Ihrem Drängen gelang es offensichtlich, den zunächst abwehrenden Lütticher Bischof zu überzeugen.

Die „taz“ hat sich dazu einige bemerkenswerte Gedanken gemacht. Sie meint: „Die Geschichte der heiligen Juliana von Lüttich sollte nicht nur feministische Frauen innerhalb der heutigen katholischen Institution bestärken und motivieren, Kirche gestalten und verändern zu wollen. Frauen in allen Lebensbereichen können, nein sollten sich von Juliana inspirieren lassen: Sie hielt ihr Leben lang an ihren Visionen fest, auch wenn sie zwischendurch aus ihren Führungspositionen gedrängt wurde, und schaffte es sogar, eine männerdominierte Szene über Jahrhunderte hinweg zu prägen. Vor allem sollte die Geschichte von Juliana aber Männern innerhalb der Kirche etwas sagen. Wie wäre es zum Beispiel, auch heute mal wieder auf Frauen zu hören? Da gäbe es auch so ein paar Visionen, Lockerung des Zölibats oder Öffnung der Weiheämter für Frauen zum Beispiel, die das Zeug dazu hätten, den Laden mal für die nächsten Jahrhunderte zu prägen“²

² <https://taz.de/Ursprung-von-Fronleichnam/!5509881/>

1246 ordnete der Bischof für seine Diözese ein alljährlich zu begehendes Fest zu Ehren der Eucharistie an. 1264 erhob Papst Urban IV. Fronleichnam zum Fest der Gesamtkirche. 1869 wurde Juliana von Papst Pius IX. heiliggesprochen, jenem Papst, der auch sein Unfehlbarkeitsdogma gegen erheblichen Widerstand durchdrückte. Über seine Motive kann man nur spekulieren. Vielleicht sollte das in dieser Zeit schon zur kirchlichen Machtdemonstration umfunktionierte Fest dadurch noch stärker aufgewertet werden, dass eine Heilige dazu den Anstoß gab. Und nicht eine einfache Nonne.

Papst Benedikt XVI. hat in einer Ansprache darauf hingewiesen, dass sein Vorgänger Urban „sehr zurückhaltend“ auf Julianas mystische Erfahrungen reagiert habe. „So schreibt Urban: ‚Wenngleich die Eucharistie jeden Tag gefeiert wird, so halten wir dafür, sie wenigstens einmal im Jahr ehrwürdiger und feierlicher zu begehen. Die anderen Dinge nämlich, derer wir gedenken, begreifen wir mit dem Geist und mit dem Verstand, erhalten aber deshalb nicht ihre Realpräsenz. In dieser sakramentalen Gedächtnisfeier Christi dagegen ist Jesus Christus, wenngleich unter anderer Gestalt, in seiner eigenen Substanz bei uns gegenwärtig. Denn bevor er in den Himmel aufgenommen wurde, sagte er: ‚Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt (Mt 28, 20)‘“³. Nun ja.

Prozession als „Demo“

In der Reformation entwickelte sich vor allem die Prozession am Fronleichnamsfest zu einer machtvollen, mitunter auch aggressiven Demonstration der römisch-katholischen Kirche gegen die Lutheraner. Fronleichnam wurde zu einem „Fest der Gegenreformation“. 1578 gab es deswegen den „Wiener Milchkrieg“ zwischen Katholiken und Protestanten. Die Prozession, an der auch Kaiser Rudolf II. selbst teilnahm, sollte durch den Graben ziehen, eine der bekanntesten Straßen im Zentrum der Altstadt. Dort hatten aber protestantische Milchhändler ihre Stände aufgestellt. Das

störte natürlich die Katholiken. Es kam zu Schlägereien und Tumulten, aus umgeworfenen Kannen floss Milch auf die Straße. Auch der Baldachin und selbst die Monstranz fielen zu Boden. Als die Prozession eine Woche später wiederholt wurde, war die Bevölkerung davon ausgeschlossen. Der Wiener Kirchenhistoriker Thomas Prügl stellt fest: „Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, als die alte Kirche langsam wieder Tritt fasste und man nach Formen suchte, den radikalen Infragestellungen der Reformation zu begegnen, boten sich symbolische, aber publikumswirksame Veranstaltungen an. Da war die Prozession vorne dran. Und in den ‚heydays‘ der Reformation gab die Fronleichnamsprozession oft Anlass für Polemik und Handgreiflichkeiten“. Das Fest sei eine „Demonstration katholischer Sichtbarkeit und Macht“⁴. Für Martin Luther war es das „allerschädlichste Jahresfest“. Ihm fehlte die biblische Grundlage. In den Prozessionen sah er eine Gotteslästerung.

Das Fronleichnamsfest mit seiner Prozession wurde zur Show. Die Kirche zeigte, was sie hat: Zahlreiche religiöse Orden ziehen mit, die Grabesritter, Familiaren des Deutschen Ordens mit ihren Mänteln, die katholischen Studentenverbindungen. Auch Politiker fehlen nicht. Der Landesfürst demonstriert mit seiner Teilnahme seinen Glauben. Vertreterinnen und Vertreter der Regierung und der Stadt- oder Landespolitik sind ebenso dabei wie lokale Trachtengruppen und Schützenvereine. Sie und die vielen mitgeführten Fahnen, Heiligenfiguren und Blaskapellen geben der Prozession eine „selbstbehauptend-engagierte“ Note. „Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land...“

Auch in späterer Zeit – z.B. während der NS-Diktatur in Deutschland – wurde die Fronleichnamsprozession zu einer Demonstration des Katholizismus und zu einem Akt passiven politischen Widerstands.

Bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie war die Prozession vielfach zu einer Touristenattraktion geworden. 2020 verschwand sie – Corona-bedingt. Ob sie jemals wiederbelebt werden kann, bleibt abzuwarten. Es

³ <https://www.die-tagespost.de/kirche-aktuell/wochenheiliger/die-heilige-juliana->

⁴ <https://religion.orf.at/v3/stories/2986703/>.

ist Zeit, dass sich die Kirchenleitung auf die Ursprünge der Eucharistiefeyer besinnt und das Fest daran orientiert. Vielleicht können die durch Corona notwendig gewordenen Einschränkungen den Anlass geben, in der Liturgie des Fronleichnamsfestes wieder zu den Ursprüngen zurückzukehren.

Zurück zu den Wurzeln

Die Evangelien berichten mehrmals davon, dass Jesus mit Menschen unterschiedlicher Schichten und Gruppierungen Mahl gehalten hat. Gemeinsames Essen und Trinken verbindet. Es begründet Lebensgemeinschaft und ist Sache von Menschen, die als Familie zusammengehören oder als Freunde miteinander leben und füreinander einstehen wollen.

Jesus feiert nicht nur mit jenen, die sich schon jetzt ihres Platzes beim himmlischen Mahl sicher wähnen. Seine Tischgemeinschaft ist für alle offen. Alle sind zur Teilnahme eingeladen. Gerade das ist das Kennzeichen der neuen Heilsgemeinde, wie Jesus sie verkündet und selbst schon umrisshaft Gestalt werden lässt: „Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen“ (Mt 8,11). In dem Gleichnis vom großen Fest, das Jesus erzählt, schickt der Hausvater seine Diener auf die Gassen und Straßen der Stadt und befiehlt ihnen, die „Armen, Krüppel, Blinden und Lahmen“ zum Mahl einzuladen. Als die Plätze am Tisch noch immer nicht besetzt sind, schickt er die Diener auf die Feldwege und an die Hecken und Zäune und gibt ihnen den Auftrag, die Leute zum Kommen zu drängen (Lk 14,15-24). Zum Reich Gottes und zu dem Mahl, das es anzeigt, sind alle gerufen, auch jene, die am Rande der Gesellschaft stehen. Darum gehören Zöllner und Sünder, Neugierige und Suchende, Satte und Hungrige, Reiche und Arme zu Jesu Mahlgenossen.

Vom letzten Mahl Jesu mit seinen Freunden gibt es im Neuen Testament vier unterschiedliche Fassungen: Die Texte im Markus- und im Matthäus-Evangelium (Mk 14,22-25/Mt 26,26-29) unterscheiden sich deutlich von denen im Ersten Brief an die

Gemeinde von Korinth und im Lukasevangelium (1 Kor 11,23-26/Lk 22,15-20). Eine Rekonstruktion des Geschehens beim Letzten Abendmahl und des aramäischen Wortlauts der Deuteworte Jesu über Brot und Wein sind ohnehin nicht möglich. Denn weder Paulus noch die Synoptiker haben am Mahl teilgenommen. Sie erfuhren davon erst viele Jahre später aus zweiter oder dritter Hand.

Dienst statt Herrschaft

Der Evangelist Johannes erzählt nichts vom letzten Mahl Jesu. An dessen Stelle tritt bei ihm die Erzählung von der Fußwaschung (Joh 13,1-20). Als Jesus dabei zu Petrus kommt, wehrt dieser zunächst ab. Das kann er sich nicht gefallen lassen. Denn Petrus – und wohl auch die anderen Jünger – sehen in Jesus den Messias. „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!“ hatte er, dem Matthäusevangelium zufolge, einst zu Jesus gesagt (Mt 16,16). Der Messias (= der Gesalbte) – das war der von Gott eingesetzte König der Juden, dessen Thron auf ewig von einem Nachfolger des Königs David besetzt sein sollte (Jer 33,17; 2 Sam 7,13). Zur Zeit Jesu erhoffte man sich von ihm die Befreiung aus der römischen Fremdherrschaft und das Herbeiführen eines Reiches der Gerechtigkeit und Freiheit. Sich vom Messias einen Sklavendienst erweisen zu lassen, erscheint dem Petrus peinlich. Er ahnt wohl eine Umkehr der gewohnten sozialen Rangordnung: Nicht Über-den-anderen-Stehen, sondern Unter-den-anderen-Sein. Nicht ihnen „(gründlich) den Kopf waschen“, sondern die Füße. Zögerlich willigt er ein.

Jesus selbst deutet sein Handeln: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe. Ihr seid verpflichtet, euch gegenseitig die Füße zu waschen“ (Joh 13,3-17; vgl. Mk 14,22-25; Mt 26,26-29; Lk 22,15-20).

Möglicherweise wollte der Evangelist mit der bewussten Auslassung der Abendmahlsszene etwas in Erinnerung bringen, was offenbar schon in Gefahr war, vergessen zu werden: Der wahre Gottesdienst besteht in der Übernahme der Praxis Jesu. Jesus selbst sieht in der Fußwaschung ein

Beispiel dienstbereiter Liebe, und er verpflichtet seine Jünger zur Nachahmung. Doch er geht noch weiter. Der Aufforderung, sein Beispiel zu befolgen, stellt er eine Art Begründung nach: „Der Sklave ist nicht größer als sein Herr, und der Abgesandte ist nicht größer als der, der ihn gesandt hat.“ Merkwürdig ist hier die Umkehrung. Man würde eher erwarten: der Herr ist nicht größer als der Sklave. Um diese Drehung um 180 Grad zu verstehen, muss man bedenken, dass die Entstehung der Endfassung des Johannesevangeliums wohl zu Beginn des 2. Jh. (ca. 100-110) anzusetzen ist und dass in die Formulierung der Worte Jesu durch den Evangelisten bereits Antworten an die konkrete Gemeindesituation des Evangelisten einfließen. Offenbar gab es in diesen christlichen Gemeinden schon „Diener Gottes“ (vgl. 2 Kor, 6,4; Jak 1,1; 1 Petr 2,16), die meinten, etwas Besseres zu sein als ihre (noch) nicht getauften Mitmenschen. Diese „Diener“ betrachteten sich als „Auserwählte Gottes“ (Kol 3,12; 1 Petr 2,9; Offb 17,14) und schauten hochmütig auf jene herab, denen solche Auserwählung nicht zuteil geworden war.

Gottesdienst - das ist die Botschaft der Fußwaschung, wie sie das Johannesevangelium erzählt - kann vom Dienst am Menschen nicht absehen, weil Gott selbst den Menschen seinen Dienst erwiesen hat. Solcher Dienst kann jedoch - wie jedes menschliche Tun - pervertieren. Was als „Dienst für Gott“ ausgegeben wird, kann zur Ausübung von Macht über Menschen missbraucht werden.

Auch manche Päpste, die sich gern als „Servus servorum dei“, als „Diener der Diener Gottes“, bezeichneten, waren herrschsüchtige Despoten. Dieses als „Dienen“ getarnte „Herrschen“ machte sich im Lauf der Jahre mehr und mehr breit. Aus „Dienern“ (1 Kor 4,1), „Knechten“ (2 Kor 4,5) und „Sklaven“ (Rom 6,18, 1 Kor 9,18) wurden hochwürdige und höchstwürdige Herren, Monsignori, Prälaten, Exzellenzen, Eminenzen, Heiligkeiten u. a. m. Aus dem schlichten Mahl, dem „Brotbrechen in den Häusern“ (Apg 2,46), wird das „Amt“- Seelenamt, Konventamt, Hochamt, Pontifikalamt.

Zukunftsperspektiven

Im profanen Bereich ist derzeit viel von „Transformation“ die Rede, von „Modernisierungsjahrzehnt“, gar von einer „Jahrhundertreform“. Die Kirche wird nach Corona eine andere sein als die Kirche davor. Diese Modernisierung muss „oben“ beim „Synodalen Weg“ und „unten“ in einzelnen Gemeinden, bei mutigen Bischöfen und Seelsorgern beginnen. Widerstand und Einschüchterungsversuche der „ewig Gestrigen“ in Rom und anderswo sind zu erwarten. Doch die Gelegenheit für umfassende Reformen ist – so paradox das klingen mag – dank Corona so günstig wie seit den Jahren des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) nicht mehr.

Auch das Fronleichnamfest wird in der bisherigen Form vermutlich nicht mehr gefeiert werden. Aus gutem Grund. Jesus hat nicht gesagt: „Nehmt und tragt mich herum!“ oder „Nehmt und stellt mich zur Schau!“, sondern: „Nehmt und esst alle davon!“ Die Kirche hat viel an Glaubwürdigkeit verloren. Sie zurück zu gewinnen, wird lange dauern und viel Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und ehrliches Mühen verlangen. Eine Machtdemonstration oder Touristenattraktion à la Fronleichnamprozession im alten Stil wäre kontraproduktiv. Eine Zurschaustellung klerikalen Gehabes, garniert mit viel Folklore, würde die Situation nur noch verschlimmern.

Auch nach Corona sollte der Mahlgedanke der Eucharistie wieder stärker betont werden. Im Brechen und Teilen des Brotes und im Becher-Ritus des Weines hatte Jesus zwei Grundelemente des Mahles herausgegriffen: Gemeinschaft miteinander und Gemeinschaft füreinander. Eine strenge Trennung zwischen profanem Essen und Trinken und dem eucharistischen Mahl gab es nicht (vgl. 1 Kor 11,20 f.).

Es wäre wünschenswert, die künftige Gestaltung des Fronleichnamfestes an diesem (scheinbar) „profanen“ Charakter zu orientieren. Die junge Kirche vermied bei der Feier des Herrenmahles geradezu peinlich jede Begrifflichkeit, die an heidnische Opfermähler hätte erinnern können. Sie nannte es schlicht „Brotbrechen“ oder „Zusammenkommen“. Schon aus dem terminolo-

logischen Befund geht nicht nur hervor, „dass jedes kultische Verständnis des christlichen Gottesdienstes ausgeschlossen wird, sondern auch, dass es keine prinzipielle Grenze mehr gibt zwischen der gottesdienstlichen Zusammenkunft und dem Dienst der Christen in der Welt. Hierin wirkt Jesu Überschreiten der Grenze zwischen Heilig und Profan spürbar nach“ (Ferdinand Hahn).

Das Fronleichnamfest der Zukunft könnte vielleicht so aussehen. Am Morgen kommt die Gemeinde zur Eucharistiefeyer zusammen, wie an anderen Sonn- und Feiertagen auch. Danach versammelt sie sich – je nach Witterung – im Pfarrsaal, in der Stadt- oder Gemeindehalle oder auf einem großen Platz. Eingeladen sind dazu alle, die gerne teilnehmen wollen. Tische und Bänke sind aufgestellt. Es gibt Kaffee und Kuchen. Der Pfarrer und alle Hauptamtlichen bedienen; sie gehen von Tisch zu Tisch, schenken ein und versuchen, mit allen ein paar Worte zu wechseln. Helferinnen und Helfer bringen Kranken und Bettlägerigen, die nicht am Gottesdienst teilnehmen können, die Kommunion. Der Tag könnte am Nachmittag für Besuche in Betreuungs-, Pflege- oder Krankenanstalten zur Verfügung stehen (vgl. Mt 25,36b. 45). Die Besucherinnen und Besucher könnten einen Blumenstrauß bringen. Vielleicht auch ein kleines Fladenbrot und ein Fläschchen Traubensaft, die an das letzte Mahl Jesu erinnern.

In Köln könnte die traditionelle Schiffsprozession mit dem „Allerheiligsten“ umgewandelt werden in eine Schifffahrt, an der Menschen aller Couleur und der Erzbischof samt Domkapitel (ohne liturgische Gewandung) teilnehmen. Auch hier könnten die Priester sich unters Volk mischen und Gespräche führen und mit ihnen essen und trinken

Fronleichnam – kein Fest der Anbetung oder der Selbstdarstellung, kein Fest der Abgrenzung und Machtdemonstration, sondern ein Fest der Weiterführung der Tischgemeinschaft mit dem historischen, dienenden Jesus, – als das bleibende Zeichen der von Jesus verkündigten Heilsherrschaft Gottes und ihrer anbrechenden Gegenwart in der Welt.

Felix Senn

Säkulare Frömmigkeit. Zum Werk von Hubertus Halbfas anhand seines jüngsten Buchs¹

Säkulare Frömmigkeit fällt selbstredend nicht vom Himmel. Vielmehr bezeichnet sie nach Hubertus Halbfas eine Haltung, wie jemand in der Welt steht, wie er oder sie diese betrachtet und in ihr lebt und handelt. Säkulare Frömmigkeit meint also zunächst etwas, das gleichsam „von unten“ gewachsen und gereift ist, mithin etwas ziemlich Alltägliches, das aber dennoch in keiner Weise selbstverständlich ist, um das vielmehr in einem aufklärenden Prozess der Auseinandersetzung mit der Kultur und der Wissenschaft, den Religionen und den Mythen, den Riten und Symbolen, der Kunst und den heiligen Schriften kontinuierlich gerungen werden muss.

Doch der Reihe nach: Auch im Schaffen von Hubertus Halbfas ist sein Buch „Säkulare Frömmigkeit“ nicht vom Himmel gefallen. Es hat eine lange und intensive Vorgeschichte. Es ist sozusagen die reife Frucht seines ganzen theologischen und religionspädagogischen Schaffens. Blenden wir also zunächst wenigstens ein Jahrzehnt zurück im Schaffen von Halbfas.

2011 erschien das kleine Buch „Glaubensverlust“, in dem er insbesondere die unverständliche Glaubenssprache für die dramatische Glaubenskrise und für das Verdunsten des christlichen Glaubens verantwortlich macht. Das Christentum müsse sich neu erfinden. Gegen die dogmatisch erstarrte Glaubenslehre *über* Jesus Christus gälte es, die Botschaft *von* Jesus, „die Wahrheit des Evangeliums Jesu“, zurückzugewinnen. Dafür müssten in der kirchlichen Lehre und Verkündigung endlich die Ergebnisse der 200jährigen historisch-

¹ H. Halbfas, Säkulare Frömmigkeit. Gespräch über ein aufgeklärtes Christentum, Patmos Verlag, Ostfildern 2021, 204 S.

kritischen Jesusforschung zur Kenntnis genommen werden.

Was dies für die Religionspädagogik bedeutet, hat Halbfas im folgenden Jahr (2012) in „Religionsunterricht nach dem Glaubensverlust“ skizziert, indem er den in Deutschland vorherrschenden, namentlich den kompetenzorientierten Religionsunterricht (RU) einer Fundamentalkritik unterzieht. Statt der Einweisung in das doktrinäre Lehrgebäude müsse im RU das „jesuanische Profil“ geschärft werden. Statt die „Leerformel vom ‚Glauben lernen‘“ zu proklamieren, sei „die Neuentdeckung der ursprünglichen Botschaft Jesu, das Freilegen der Reich-Gottes-Praxis“ ins Zentrum religionspädagogischer Bemühungen zu stellen (214f).

Im gleichen Jahr erschien „Religiöse Sprachlehre“, ein Grundlagenwerk, in dem Halbfas verschiedene Sprachformen – Mythen und Märchen, Sagen und Legenden, Metaphern und Gleichnisse – reflektiert und einen Zugang zu den biblischen Sprachfiguren und Symbolwelten erschließt, aber auch Chancen und Grenzen dogmatischer Sprache anhand des apostolischen Glaubensbekenntnisses kritisch reflektiert. Nur wenn die Religionspädagogik – so die Grundthese – ein Bewusstsein für diese Sprachformen weckt und damit den Sinn für religiöse Sprache fördert, kommt sie auf Kurs.

Ein gutes Stichwort, denn einige Jahre später (2018) erschien „Kurskorrektur. Wie sich das Christentum ändern muss, damit es bleibt“. In dieser „Streitschrift“ verhandelt Halbfas kritisch einige höchst problematische Themen kirchlicher Lehre und Verkündigung: u. a. die Zweiteilung der Welt in oben und unten, Diesseits und Jenseits, den Gegensatz von Jesus und Paulus sowie von heutiger Eucharistie und Jesu offener Tischgemeinschaft, Hierarchie und Priestertum oder die Dogmen über Trinität, Erbsünde und Maria.

Folgerichtig mündet dies in die Fragen: „Kann ein Christ Atheist sein? Kann ein Atheist Christ sein?“, zu denen Halbfas 2020 eine „grundsätzliche und notwendige Überlegung“ veröffentlicht. Darin werden viele der obigen Themen nochmals aufgenommen und reflektiert. Und gemäß dem, was Halbfas unter „Glauben“ und „Christsein“ versteht (das Ethos und die Praxis

Jesu weiterführen statt: eine dogmatische Lehre für wahr halten), kann er beide Fragen mit „ja“ beantworten.

All diese Reflexionen der letzten 10 Jahre nun fließen ein in das hier zu empfehlende Buch „Säkulare Frömmigkeit. Gespräch über ein aufgeklärtes Christentum“ (2021). Die Grundlage dafür indes hat sich Halbfas schon in den Jahrzehnten davor akribisch erarbeitet. Auch darüber gibt er selbst in der Mitte des letzten Jahrzehnts Rechenschaft, und zwar in einer Art theologischer Biographie: „So bleib doch ja nicht stehn. Mein Leben mit der Theologie“ (2015). Darin reflektiert er rückblickend seine Wurzeln und seinen Weg als Theologe und Religionspädagoge, seinen Konflikt mit der Kirche und sein weit verzweigtes Schaffen. Selbst wer Halbfas' früheres Wirken nicht kennt, erhält hier Einblick in dessen nach wie vor höchst aktuelles religionspädagogisches Werk: namentlich in die Grundlegung seiner Symboldidaktik (Das dritte Auge), in sein monumentales und konsequent reflektiertes Unterrichtswerk für die Grund- und die Sekundarschule, in seine spirituell-mystischen Impulse (Der Sprung in den Brunnen), in die drei großen theologischen Themenbände mit ihrem reichen Material aus Kunst und Literatur (Die Bibel – Das Christentum – Der Glaube).

An eines dieser Werke schließt Hubertus Halbfas sich im Vorwort von „Säkulare Frömmigkeit“ ausdrücklich an: „Der Sprung in den Brunnen. Eine Gebetsschule“. Es erschien bereits vor 40 Jahren (1981), wurde aber inzwischen mit vielen Auflagen zu einem tiefgründigen Klassiker spirituell-mystischer Literatur, der nach wie vor hochaktuell und anregend ist. Der Bezug auf dieses Juwel christlicher Spiritualität, das in Form eines Meister-Schüler-Gesprächs um Ich, Gott und Gebet ringt, macht neugierig auf diese jüngste Publikation, zumal Halbfas wiederum die Form einer Zwiesprache wählt. Diesmal allerdings unter zwei ebenbürtigen Gesprächspartnern.

Es ist hier nicht möglich, den Gang des Gesprächs Schritt für Schritt zusammenzufassen, denn Halbfas spannt in sechs Kapiteln den Bogen säkularer Frömmigkeit weit über Grundfragen nach einem aufgeklärten Verständnis von Gott und Welt, von Leben und Natur, von Mystik und Gebet, von sä-

kularem Menschsein und der Bedeutung Jesu. Dabei bezieht er sich ohne Scheuklappen auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse, auf literarische Zeugnisse, auf Ergebnisse der Geschichtswissenschaften und nicht zuletzt der historisch-kritischen Jesusforschung. Auch der Umgang mit Tieren und die Friedensarbeit bilden Brennpunkte des Gesprächs. Denn im Kern ist es Halbfas um eine ethisch verantwortliche Lebensweise zu tun – im Umgang der Menschen untereinander genauso wie im Umgang mit Tieren, ja mit allen Lebewesen. Nur so kommen wir Menschen in Einklang mit der Welt und mit uns selbst. Diese Haltung bezeichnet Halbfas – säkular gewendet – als fromm. Elemente dazu findet er etwa in der griechischen Philosophie oder in Werken der Literatur und der Kunst, die sensibilisieren für die Schönheit und die Mystik der Natur, aber auch für deren Beschädigung und für das von Menschen verursachte Leid.

Vor allem hier aber ortet Halbfas das Potenzial und die Ressourcen der Religion und insbesondere des Christentums. Allerdings muss letzteres, um diese Ressourcen entfalten zu können, von doktrinären Altlasten entrümpelt werden. Für das traditionelle dogmatische Lehrgebäude kann dies nicht gut enden. Da bleibt kaum ein Stein auf dem andern. Die Bibel ist als säkulares Buch literarisch zu lesen, frei von „jedem Offenbarungsanspruch“ (26). Der Gott der Bibel ist „der zeitbedingte Ausdruck des Menschen für seinen Gott“ (25), also eine fiktionale Figur. Die Erbsünden- und Erlösungslehre mit der Vorstellung von Sündenfall und Sühnetod bei Paulus, Augustinus und Luther ist ein „Konstrukt“, das entfallen muss und endlich darf, nachdem es lange genug zum Glaubensverlust unzähliger Menschen beigetragen hat (31-36, 145f). Gott ist nicht allmächtig, er kann nicht willkürlich in das Weltgeschehen eingreifen; könnte er es, wäre er „wegen milliardenfach unterlassener Hilfeleistung anzuklagen“ (42f). Beten ist nicht Anrede eines jenseitigen Gegenübers; vor allem das Bittgebet ist problematisch, denn Gott ist das innerste Geheimnis der menschlichen Existenz und der Welt insgesamt.

So gereinigt, kann auch ein völlig säkularer Mensch durchaus etwas anfangen mit dem Christentum. Sehr viel sogar. Er findet nämlich in Bibel und Christentum Res-

ourcen, die auch sein Leben entscheidend bereichern und vertiefen. In diesem Zusammenhang findet Halbfas wunderbare Formulierungen, die säkular bleiben und dennoch mystisch und spirituell große Tiefe offenbaren. Beten beispielsweise „heißt, eine Verbindlichkeit eingehen“ (49). Halbfas erinnert an Greta Thunberg, die auf die Frage, was sie angesichts der Klimakrise selbst tue, vier Punkte nannte: „Sie habe aufgehört zu fliegen, sie lebe vegan, habe sich einen Shop-Stopp auferlegt, kaufe also nur noch das Nötigste, und sie übe auf Leute in Machtpositionen Druck aus.“ Und er kommentiert lapidar: „Das alles heißt ‚beten‘.“ (51) Während im traditionellen Bittgebet Gott einspringen soll, wo wir selber nicht mehr weiterkommen, ist hier „Gott kein Lückenbüßer“ (51). Ein tieferes Gottesbild tut sich auf: Gott als Geheimnis aller Dinge (99). Halbfas erinnert an Meister Eckharts Mystik, die eine Mystik für Laien sei: Da sei Gott nicht „oben“ und nicht „außen“. Nach Eckhart finde der Mensch, der zu sich selber finde, auch Gott. (55) In Fürbitten, im „Beten für“ jemanden flehen wir „dann nicht um externe Hilfe, sondern wir ‚erhören‘ den Ruf, den wir in uns und in der Welt vernehmen: ‚Nicht Gott erhört uns – wir erhören Gott.‘“ (61)

Was hier exemplarisch an Gebet und Gottesbild über eine säkulare Wende theologischer Gehalte referiert wurde, gilt in der Stoßrichtung auch für andere Themen: für einen verantwortungsvolleren Umgang mit der Natur (62-105) oder für die Friedensförderung (106-136), wobei es hier gälte, nach der langen Geschichte religiöser Legitimation von Gewalt und Krieg seit Konstantin bis in unsere Tage den urchristlichen Pazifismus und das Ethos Jesu wieder zurückzugewinnen, wobei nicht verschwiegen werden darf, wie sehr dem ein autoritäres, männerzentriertes, strikt hierarchisches Kirchenregiment entgegensteht, das innerkirchliche Gewaltverhältnisse zementiert. Dies belegt der kirchliche Missbrauchsskandal (115f), aber auch das Verhalten des Großteils des deutschen katholischen Episkopats gegenüber dem Nationalsozialismus (118, 128-130).

Im letzten Drittel des Buches profiliert Halbfas das Lebensprogramm Jesu, das leider schon bald nach dessen Tod christologisch überdeckt wurde. Die Historisierung von Mythen und Legenden tat das Ihre da-

zu, um Jesus endgültig zu vergöttlichen und dogmatisch zu überhöhen, was das Leben und Wirken Jesu bis in die jüngste Zeit hinein in den Hintergrund drängte (140-146, 155-160). Demgegenüber gilt es festzuhalten: Die Reich-Gottes-Botschaft und -Praxis Jesu, die sich in Jesu Gleichnissen, in seiner Zuwendung zu den Armen und Schwachen und ganz besonders in seiner unkonventionellen Praxis offener Tischgemeinschaft (173-184) konkretisiert, bildet das Herzstück einer säkularen Frömmigkeit, denn dieses ganze jesuanische Programm kann auch von säkularen Menschen, von Kirchen- und Religionsfernen problemlos bejaht und als Maßstab für das eigene Leben anerkannt werden (140, 171). Und so endet das Gespräch folgerichtig mit der pointierten These: „Wenn der historische Jesus und sein Programm nicht eine säkulare Präsenz zurückgewinnen – für Christen und Nichtchristen, vermeintlich Gläubige und vermeintliche Atheisten –, bleibt auch das Rest-Christentum entbehrlich.“ (200)

Fazit: Das hier vorgestellte Buch, eine Summe des Schaffens von Hubertus Halbfas, ist inhaltlich sehr anregend und gibt in vielfacher Hinsicht zu denken, und es ermutigt, theologische Tabus ohne Scheu zu hinterfragen. Nur sehr selten reizt es zu kritischen Rückfragen: Ist die scharfe Gegenüberstellung von Jesus und Paulus nicht allzu pauschal (z. B. 109f, 140-142)? Hat Paulus in seinen Gemeinden nicht Jesu offene, egalitäre Tischgemeinschaft eindrücklich umgesetzt (Gal 3,28) und damit doch etwas Wesentliches von Jesu Reich-Gottes-Programm verstanden? Formal hat mich etwas irritiert, dass bei mehreren gewichtigen Zitaten die Quellenbelege fehlen (z. B. 56, 60, 66, 71f, 83, 91, 133f, 162). Und bisweilen wirkt der Dialog etwas konstruiert (z. B. 142-151). Aber das sind Kleinigkeiten, die den Wert dieses Buches nicht mindern. Es kann allen Interessierten vorbehaltlos zur Lektüre empfohlen werden. Aber Vorsicht, liebe Leserin, lieber Leser: Sie könnten dabei fromm werden! Und so würde denn säkulare Frömmigkeit ein Stück Himmel auf die Erde herunter holen.

Karl-Josef Wendling

Wer ist das eigentlich – Gott?

Predigt zum Dreifaltigkeitsfest

Liebe Gemeinde,

vor einigen Jahren hatten wir in Deutschland eine Bundesfamilienministerin, die war noch sehr jung. Sie hieß Christina Schröder (CDU). Die war gefragt worden: Wie sprechen Sie mit Ihrer kleinen Tochter im Kindergartenalter über Gott? Sagen Sie z.B. „der liebe Gott“? Darauf soll Frau Schröder geantwortet haben, man könne auch „das Gott“ sagen. Das ging dann tagelang durch die Presse. Manche Leute haben sich schrecklich darüber aufgeregt, und die Ministerin bekam Prügel: Unmöglich, keine Ahnung vom Glauben usw. Andere haben sie verteidigt. Ja, und da sind wir schon mitten in unserem Dreifaltigkeitsfest mit seiner Frage: Wer ist das eigentlich, Gott? Und wie ist er? Männlich oder weiblich? Was für ein Bild können wir uns von ihm machen?

Wenn wir die Bibel fragen, die ja für uns Christen dafür zuständig ist, sie sagt uns im 1. Gebot: Du sollst dir überhaupt kein Bild von Gott machen! Damit ist zunächst einmal gemeint: Du sollst dir kein Standbild von Gott machen, das du dann aufstellst und verehrst – wie es die Völker um Israel herum getan haben (s. auch Goldenes Kalb!). Darüber hinaus sollen wir uns aber auch im Kopf kein Bild von ihm machen. Warum nicht? Weil wir dann Gott auf unsere Vorstellungen festlegen. Dann ist er aber nicht mehr Gott! Aber können wir Menschen überhaupt ohne solche Bilder auskommen? Brauchen wir nicht Bilder, Vorstellungen von Gott, wenn wir DU zu ihm sagen und eine Beziehung zu ihm suchen? Vielleicht können wir das Bilderverbot heute sinnvoller so auslegen: Sich von Gott kein Bild machen, das heißt: Sich von Gott niemals nur ein Bild machen. EIN Bild von Gott haben, das heißt einen Götzen anbeten, einen selbstgemachten Gott. Verschiedene Bilder von Gott haben, weil er in

einem Bild nicht fassbar ist, entspricht mehr dem Sinn des Bilderverbots als der totale Verzicht auf jedes Bild. Die Vorstellungen von Gott müssen in Bewegung bleiben. So erleben wir ihn ja auch. Manchmal als Retter in der Not und als guter Vater, der verzeiht, ein andermal die dunkle Seite Gottes wie Jesus am Ölberg.

Im Grunde hält die Bibel das Verbot, sich von Gott ein Bild zu machen, selbst nicht ein. 7000mal ist im Alten Testament von Gott als dem HERRN die Rede. So ist das Bild entstanden, dass Gott ein Mann sei. Und weil im Buch Daniel in einer himmlischen Vision (Kap. 7) von einem „Hochbetagten“ die Rede ist, der umgeben ist vom himmlischen Hofstaat, haben wir in unseren Kirchen und in der religiösen Kunst überhaupt ungezählte Bilder von einem alten Mann mit Bart.

Es gibt aber auch andere Stellen in der Bibel, die dieses Bild von der ausschließlichen Männlichkeit Gottes aufbrechen und vermuten lassen, dass da im Lauf der Zeit einiges bewusst verdrängt und unterschlagen wurde. Im ersten Buch der Bibel, dem Buch Genesis, dem Buch der Schöpfung, heißt es: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn. Männlich und weiblich schuf er sie.“ (1, 27)

Also nicht der Mann allein ist Gottes Ebenbild, auch nicht die Frau allein, sondern beide zusammen. Männliches und Weibliches kommen aus Gott und sind folglich in ihm. Und noch viel mehr ... Gott mit Genderstern?

Es gibt noch weitere Stellen im Alten Testament, wo etwas anklingt von der Weiblichkeit und Mütterlichkeit Gottes, z.B. im Prophetenbuch Hosea. Und dann der schöne Text aus dem Buch der Sprichwörter, der auch am Dreifaltigkeitsfest vorgelesen werden kann. Die Weisheit Gottes spricht, lateinisch und griechisch die Sophia. Sophia ist ein weiblicher Name, übrigens ein sehr schöner! (Spr 8, 22-31) Wenn die Bibel davon spricht, dass es bei Gott und in Gott die Sophia gibt, dann heißt das: Nach dem Zeugnis der hl. Schrift gibt es in Gott nicht nur Männliches, sondern auch Weibliches. Das ist für unser Gottesbild ganz wichtig und bewahrt es vor Einseitigkeit. Übrigens das hebräische Wort für Geist „ruach“ ist auch weiblich!

Also: So ganz verkehrt war das, was unsere Ministerin von Gott gesagt hat, nicht. Das Interview ist sicher ein bisschen unglücklich gelaufen. Aber theologisch hat Frau Schröder recht. Sie wendet sich gegen ein einseitiges männliches Gottesbild. Sicher dürfen wir weiter von dem lieben Gott sprechen und beten „Vater unser“. Aber die weiblichen Züge Gottes sollten wir nicht ausklammern.

Im Übrigen meine ich, wir Menschen verlangen geradezu nach dem weiblichen Element in Gott. Die Heiden hatten ihre Göttinnen. Und weil wir Christen sie nicht haben, haben wir deswegen nicht Ersatz gesucht in Maria und in unserer Marienverehrung? Und war und ist diese Verehrung immer frei davon, dass wir Maria zu einer Göttin erheben? Das gebührt ihr nicht, und das will sie nicht. Ein reicheres Gottesbild kann uns davor bewahren. Und Maria kann vielleicht dazu anstoßen, in Gott auch Weibliches und Mütterliches zu sehen. Übrigens in Urschalling am Chiemsee gibt es eine Trinitätsdarstellung aus dem 14. Jahrhundert. Sie ist einzigartig. Da ist die Gestalt in der Mitte deutlich eine Frau. Ich besitze selber ein Foto von diesem Bild. Ich finde es wohltuend, dass ich vom Glauben her in Gott neben dem männlichen und väterlichen Element auch das weibliche und mütterliche annehmen kann. Ich hatte einen guten Vater und eine gute Mutter. Und beide zusammen haben meinem Leben gut getan. Amen

David Seeber

Religiöser Wandel – zwischen Bruch und Kontinuität

Zum Autor

David Seeber gehörte lange zu den prägenden Intellektuellen des deutschen Katholizismus, er hat über Jahrzehnte als Chefredakteur der Monatszeitschrift „Herder Kor-

respondenz“ (in der Gründungsphase „Orbis catholicus“) Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft schreibend und analysierend begleitet, nie nur auf Innerkirchliches fixiert. Zuletzt war er als stellvertretender Leiter der Grundsatzabteilung in der Stuttgarter Staatskanzlei vor allem an politischen Entwicklungen interessiert. Der heute 87jährige Publizist, gebürtiger Südtiroler, hat soeben seine persönlichen Erinnerungen vorgelegt, in einem Privatdruck (Wir Seebers. Eine Familiengeschichte in sechs Generationen, Freiburg 2021). Er zeigt, dass Biographien nie nur privat sind, dass Familiengeschichte immer auch Sozial- und Zeitgeschichte ist.

Der Autor stammt aus kleinen und schwierigen Verhältnissen einer Südtiroler Bauern- und Handwerkerfamilie, sein Rückblick ist auch ein Einblick in eine untergegangene katholische volkskirchliche Welt, die noch von Volksmission und strengen Regeln geprägt war, nach dem Motto: in der Kirche hat man sich nicht zu rühren, Ehrfurcht muss sein, notfalls muss man sie spüren, frei nach Wilhelm Busch: „Gewöhnlich kommt von hinterwärts die Gottesfurcht ins Kinderherz“. Solche Enge, andererseits aber auch geistige Weite gehören in seine religiöse Sozialisation. Nach dem Internatsbesuch in Brixen erfuhr er seine theologische Bildung bei den Jesuiten, schrieb seine Innsbrucker Dissertation beim Sozialethiker Johannes Schasching über „Die Wirtschaftsethik Pius‘ XII.“, im Kern ein recht binnenkatholisches, klerikales Thema: ein Blick, den er durch sozialwissenschaftliche Studien erweiterte. Geprägt hat ihn das Konzil, das er als Chronist begleitete. „Zum Konzilsenthusiasten bin ich darüber nicht geworden, nicht weil ich am Alten gehangen hätte, ganz im Gegenteil, sondern weil ich einen Zwiespalt sah und sehe, eine Ungleichzeitigkeit zwischen der Konzentration des Konzils auf „Kirche von innen und Kirche nach außen“ und der realen Glaubenssituation der zeitgenössischen Menschen, damals und erst recht heute. Man sichert zuerst die Fundamente und prüft die Hauptmauern, dann kann man grundsaniieren und nicht umgekehrt. Wir haben uns seither zu sehr am Thema Kirche festgebissen. Daran war das Konzil selbst nicht unschuldig.“ So schreibt er und kritisiert, dass die römisch-katholische Kirche immer noch Säcke voll Para-

graphen über ihre Gläubigen schüttet, besonders über ihr Dienstpersonal. Mit freundlicher Erlaubnis des Autors drucken wir eine nüchtern beschreibende und reflektierende Passage über den Zustand eines volkskirchlichen Milieus, wie es nicht nur seine Herkunftsregion Südtirol bestimmte.

Er bleibt aber nicht bei der Beschreibung stehen, sondern stellt im Anschluss daran hauptsächlich Fragen, die – noch mehr als die Kirchen – generell den Kern dessen berühren, was lebensweltlich gegenwärtig vor sich geht und was man wohl als Gegenstand christlicher Weltverantwortung sehen kann. Interessant ist, dass der Autor kein Lamento über den Verfall der Zeiten oder Institutionen anstimmt, aber mit dem gelassenen Blick des Zeitbeobachters den „flattrigen“ Kompass in die Zukunft hinein in Betracht zieht. Die Rolle der Familie gehört dazu, aber auch der Wandel der Arbeitswelt, das große Thema der Klimaveränderung, die ethische Steuerung des Fortschritts und Fragen des gesellschaftlichen Zusammenhalts und nicht zuletzt die Frage nach dem „Überflüssigen“ – dazu gehört nicht nur Bildung, sondern auch Kunst und eben Religion, generell die Frage nach der Offenheit für Transzendenz.

Sein Fazit: „Es gibt also genug zu überlegen, zu entwickeln, zu unterscheiden, mitzuentcheiden und auch einmal konstruktiv dagegenzuhalten. Die schlechteste Haltung wäre, die Hände in den Schoß zu legen, nur sein privates Glück zu hüten und die „große“ Welt um sich herum sich selbst zu überlassen mit dem fatalistischen „Ertrag“: an ihr ist ohnehin nichts zu ändern. In unseren wackeligen Demokratien mit täglich schwankendem Meinungspegel ist auch der kleinste produktive Beitrag Gewinn. Und es gibt genügend Gründe für jede Generation, nicht geschichtslos aber je neu aufzubrechen.“

(RW/WM)

Ins Auge springt der religiöse Wandel, – zwischen Bruch und Kontinuität mit vielen Schattierungen dazwischen. Die Entwicklung ist unterschiedlich, auch innerhalb der einzelnen Familien und selbstverständlich von Person zu Per-

son. Der Umbruch mag nicht als sonderlich stark empfunden werden, zu übersehen ist er nicht, selbst wenn man äußere und innere Merkmale auseinanderzuhalten versucht. In meiner Generation war man – Tirol ist Tirol – so selbstverständlich katholisch, dass man darüber nicht reden musste. Dass es andere Christen auch gab, wusste man irgendwie, groß Gedanken darüber hat man sich nicht gemacht. „Abständige“ gab es auch, den einen oder die andere, aber sie waren Außenseiter, blieben – ich spreche von unseren Dörfern, nicht von der immer schon etwas andersgerteten bürgerlichen Welt, die es selbst im kleinstädtischen Milieu Brixens oder Brunecks auch gab – Randerscheinungen. Es war eine in sich gefügte Welt fruchtbarer Kirchlichkeit. Es war viel Brauch dabei, auch Intoleranz und eine Menge kirchenamtlicher Kleingeist mit Machtanspruch, aber doch auch viel menschnahe Seelsorge und dichtes kirchliches Leben mit geistlich fruchtbarem Ergebnis. Unsere Täler waren über Jahrzehnte blühende Biotope für überreichen Klerus-Nachwuchs. Orden, einheimische wie auswärtige, fanden dort ihre Eintrittskandidaten. Allein die österreichische Jesuitenprovinz regenerierte sich von Jahr zu Jahr zu einem hohen Prozentsatz aus Südtirolern. Man entsandte Missionare in alle Welt, aus fast jedem zweiten Bauernhaus kam eine Ordensschwester, oft zog die erste eine zweite mit. Damit ist es innerhalb nur einer Generation gründlich vorbei. Auch wenn die Entwicklung eine allgemeine ist, nirgends vollzieht sie sich so abrupt wie in Südtirol. Eine Priesterweihe pro Jahr nur noch selten, wenn, dann kommen die Kandidaten eher aus dem italienischen Bevölkerungsteil oder - sehr spärlich - über die Orden. Aus Ordensnoviziaten sind längst spirituelle Altersheime geworden. Es ist nicht zu sehen, wie nach herkömmlichen Kriterien der Seelsorgsbetrieb im Lande sich in den nächsten Jahrzehnten aufrechterhalten lässt.

Die Gründe für die jetzige Lage sind einsehbar: Der Klerus und ein Stückweit auch die Frauenorden waren mit einem hohen Sozialprestige verbunden. Das entfällt jetzt, Karrieren werden anderswo gemacht. Die Vervielfältigung ortsnaher Ausbildungswege macht es möglich. Nun könnte man der prekären Lage abhelfen, indem man Stück für Stück, Schritt für Schritt die Zugänge zu den kirchlichen Ämtern öffnet, also in das Amt beruft und wählt, wer zur Führung einer Gemeinde oder überörtlichen kirchlichen Gemeinschaft fähig ist, unabhängig von Lebensstand und Geschlecht, aber natürlich nach entsprechender Ausbildung und Bewährung. (Wobei die Ausbildung wohl eine sehr viel andere sein würde, als sie bislang noch an theologischen Fakultäten, staatlichen und kirchlichen, und in herkömmlichen, wenn auch gewandelten Seminaren geboten wird, auch wenn sich diese selbst seit dem II. Vatikanum bereits Schritt für Schritt verändert hat.)

Das Potential für einen Perspektiven- und Systemwechsel ist - noch - vorhanden, würde auch nach strenger Siebung reichen. Soviel Kraft dichter Kirchlichkeit ist geblieben, auch aus der Regenerationsphase nach dem II. Vatikanum, und ausreichend Bereitschaft zum persönlichen Einsatz auch. Der Riesentraktionstanker Katholische Kirche mit seiner klerikalen Ausstattung aber auch ein Großteil von uns Gläubigen tut sich extrem schwer damit, empfindet die angepeilte Wende als lebensgefährlich, aber indem man das Leben institutionell retten will, verliert man es in seinen Wurzeln. Es ist nicht zu übersehen: Mit den Pfarrhäusern leeren sich vielerorts auch in Südtirol die Kirchen. Werden sie, die lange zur DNA unserer Dörfer gehört haben, in der herkömmlichen Form künftig überhaupt noch gebraucht werden? Wie dem auch sei, auf dem Weg aus den alten Bindungen in die neue Freiheit trennt sich nicht Spreu vom Weizen, vielmehr löst sich

vielerorts die Glaubensperspektive auf. Wir sind nicht die schlechteren Christen als unsere Vorfahren, da war vieles katholisch und oft wenig christlich. Aber wenn an einem Sonntagsgottesdienst nur etwa so viele Ortsbewohner teilnehmen wie vor 50 Jahren an einer Werktagsmesse, wenn nur noch 29 Prozent der Paare, soweit Ehen überhaupt geschlossen werden, sich kirchlich trauen lassen, dann ist das nicht bloß Lockerung institutioneller Kirchenbindung, sondern es verbirgt sich dahinter Verflüchtigung von Glauben als Sinnstiftung in der großen Breite der Bevölkerung. Der Bruch zwischen den Generationen, unterschiedlich tief, ist offensichtlich.

An sich möchte man meinen, die Begegnung mit Menschen anderer Religionen führe nicht nur zu mehr Toleranz und den Abbau von Vorurteilen, sondern auch zur Besinnung auf die Grundlagen des eigenen Glaubens. Dass es nicht so ist, hat nicht nur mit unserem wissenschaftlich grundierten und technisch gelebten Weltbild zu tun, sondern auch mit dem knappen Gut Aufmerksamkeit in der Erlebnisgesellschaft. Gott drängt sich in ihr nicht auf.

Überwältigt von den offenen und unbemerkten Umbrüchen tut sich die kirchliche Verkündigung selbst schwer, die wunden Punkte einer gottscheuen Lebenswelt öffentlich wie persönlich ansprechen oder bewusst zu machen, worum es in der Spannung zwischen Glauben und Leben überhaupt geht. Man ist halt bei allem, was geschieht, lieber auch irgendwie dabei (sozial, politisch, spirituell) und provoziert nicht gerne mit letzten Fragen. Es gebe „praktischen Atheismus“ eben auch in den Kirchen (so der evangelische Theologe Ulrich Körtner in der FAZ vom 11.8.2020). Man muss es nicht so zugespitzt sehen, aber man verwaltet kirchlich schon lieber den eigenen Mangel mit viel Organisation und Wortreichtum als theologisch, also von Gott her, existenziell aufzurütteln.

Aber Gemeindeleitung und Verkündigung sind nur ein Strang im Geschehen, wir müssen im ganz persönlichen Umgang miteinander, im Ringen um Lebenswege und gesellschaftliches Miteinander neu lernen, Gott, besser noch: den Christenglauben, zum Sprechen zu bringen. Eine Alltagswelt, die Gott völlig vergessen hätte, die Gott und das Christsein als existenzielle Frage gar nicht mehr zuließe, wäre jedenfalls für mich eine leere und zugleich enge, spießige Welt. Schließlich unterscheiden wir uns als Menschen von allen anderen tierischen und künstlichen Intelligenzen durch unsere Transzendenzfähigkeit, also durch das Vermögen, uns zum Ganzen des Daseins zu verhalten und nach den Gründen zu fragen.

Inmitten des religiösen Umbruchs lohnt sich aber auch ganz profan ein Blick in das Kommende, auch wenn die Dinge so profan nicht sind, wie sie erscheinen.

(aus: Wir Seebers, a.a.O. 166 – 170)

Aloys Wener

Klaus Mertes, Den Kreislauf des Scheiterns durchbrechen. Damit die Aufarbeitung des Missbrauchs am Ende nicht wieder am Anfang steht

Ostfildern: Patmos, 2021, 80 S.

Der Autor, der 2010 als Rektor des Canisiuskollegs in Berlin mit seinem Brief an die Betroffenen sexualisierter Gewalt des Kollegs die Initialzündung in der medialen Öffentlichkeit über den „Missbrauchskandal

in der katholischen Kirche Deutschlands' entfachte, beobachtet seit dieser Zeit den Aufarbeitungsprozess und zieht im März dieses Jahres eine kritische Bilanz, die in diesen Tagen in Buchform vorliegt. In sechs Kapiteln analysiert er die Ursachen des Scheiterns der bisherigen Aufarbeitungsversuche. Der Autor benennt zwei tieferliegende Schlüsselthemen dafür: die Priorisierung der Wiedergewinnung der Glaubwürdigkeit der Institution und die fehlende Gerechtigkeit für die Betroffenen, die sich in der Art ihrer bisherigen Beteiligung am Aufarbeitungsprozess widerspiegelt (S. 8f).

Exemplarisch zeigt er „das jüngste, vorerst letzte krachende Scheitern“ (ebd.) der Leitung der Erzdiözese Köln und ihres Kardinals Woelki auf. Hier wird deutlich, dass der hochkomplexe Aufarbeitungsprozess sich anders verhält als ein leitungsfixierter Tunnelblick es vortäuscht (S. 12). Durch den massiven Verlust an Glaubwürdigkeit, deren Wiedergewinnung das zweite Kapitel des Buches thematisiert, ist die Kirche letztlich in ihrer Existenz bedroht, denn die Glaubwürdigkeit ist das wichtigste gesellschaftliche Kapital, über das sie als Institution verfügt. Einen Großteil haben die Kirchenleitungen nach der Veröffentlichung der MHG-Studie im Herbst 2018 verspielt, aus deren Analyse hervorgeht, „dass die Krise nicht nur eine Priesterkrise, sondern auch eine Bischofs- und Oberenkrise ist“ (S.16f) durch ihren systemischen Anteil an Vertuschung, Versetzung der Täter sowie Unfähigkeit und z.T. Unwillen, die Verbrechen konsequent und disziplinarisch aufzuarbeiten. Hinzu kommt der „geistliche Missbrauch“ (S.17), der oft von elitären Gruppen in der Kirche auch ohne direkten sexuellen Missbrauch auf die Unterebenen ausgeübt wurde und ähnlich verheerende Folgen bei den Betroffenen hinterlässt. Die ‚Legionäre Christi‘ mit ihrem Gründer Marcial Maciel und andere geistliche Gemeinschaften konnten unkontrolliert agieren, wurden vielmehr von höchster kirchlicher Stelle protegiert. Eine Kirche, die in „institutions-narzisstischer Perspektive“ (S.23) ständig nur um sich selbst kreist, wird den Abwärtsstrudel nur noch beschleunigen.

Von diesem Vertrauensverlust sind auch Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft und deren Mitarbeiter betroffen, die nichts

mit dem Missbrauchskandal zu tun haben wie die Schuldnerberatung, Obdachlosenbetreuung, Hilfsangebote für Asylsuchende, Telefonseelsorge u.a.m. Auch durchaus positive Ansätze der letzten Jahre wie die Präventionsarbeit gegen Missbrauch in einigen Bistümern, die Ernennung einer Frau zur Generalsekretärin der DBK, die Debatten über die Machtfrage, das Frauenbild, die kirchliche Morallehre werden marginalisiert oder ironisch-spöttisch kommentiert, wenn die Öffentlichkeit und die Medien den Eindruck gewinnen, die Institution wolle in erster Linie mal nur wieder ihre eigene Haut retten. Neben einer Menge von anderen Fehlern spielt auch eine katastrophale Kommunikation der Institution eine zentrale Rolle, hier sei stellvertretend auf das Kölner Desaster verwiesen. Solange die Hierarchie den Kontakt zur Lebenswirklichkeit vieler ihrer Mitglieder verloren hat, die Lehre über dem Menschen steht, wird der Abwärtstrend anhalten und die Wiedergewinnung von Glaubwürdigkeit in weite Ferne rücken.

Das lässt sich leicht an den rasant steigenden Austrittszahlen nachvollziehen.

Für viele Ausgetretenen sind der Missbrauchskandal und seine scheiternde Aufarbeitung nur noch der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Längst haben sie sich schon innerlich gelöst von einer Institution, die sich in einer Weise in ihr Leben einmischen und kontrollieren will mit Vorgaben und Einstellungen, die sie nicht mehr hinnehmen wollen. Dem Rezensenten fallen eine Menge Beispiele dazu ein: die absolutistischen Machtstrukturen, das Bild der Frau und ihre Rolle in der Kirche, der Zwangszölibat, die Sexualmoral mit der Abwertung und dem Verbot jeder anderen Form sexueller Betätigung als die heterosexuelle Beziehung in einer kirchlich gültigen Ehe, daher (prinzipieller) Ausschluss geschiedener und wieder-verheirateter Paare von den Sakramenten, Verbot von Segnungen gleichgeschlechtlicher Paare, Empfängnisverhütung, Kündigungen von Mitarbeitern in kirchlichen Einrichtungen (oft mit nahezu Monopolcharakter), deren Lebensweise nicht den kirchlichen Moralvorgaben entspricht, erschwerter Zugang des nicht katholischen Ehepartners zum Eucharistieempfang (daran ändert auch der Euphemismus nichts,

statt von konfessions*verschiedenen* jetzt von konfessions*übergreifenden* oder konfessions*verbindenden* Ehen zu sprechen), Verbot von gemeinsamen Eucharistie / Abendmahlfeiern, Erteilung und Entzug kirchlicher Lehrerlaubnis, amtskirchliche Positionen zu Schwangerschaftsabbruch und Selbstbestimmungsrecht am Lebensende, die Vorherrschaft der kirchlichen Lehre über das Gewissen des Einzelnen. Die Aufzählung ließe sich problemlos erweitern.

Solange die falsche Priorität gesetzt ist, werden „die Bemühungen kraftlos bleiben und kontraproduktive Wirkungen zeitigen. ... Der richtige Notenschlüssel vor Text und Melodie lautet: Gerechtigkeit für die Betroffenen“ (S.22). Die Betroffenen werden genau hinsehen, ob die Kommunikation mit ihnen und die Gerechtigkeit für sie nicht doch wieder unter dem Ziel geführt werden, um als Institution wieder Reputation zu gewinnen. Wenn die Priorität der Gerechtigkeit ernst genommen wird, ergeben sich daraus bittere, aber heilsame Erkenntnisse: Die Glaubwürdigkeit ist weg, ihre Wiederherstellung ist höchstens in einem lang andauernden Prozess zu erreichen. Das Schielen auf einen kurzfristigen Erfolg kann nur zur Frustration führen. Für Katholikinnen und Katholiken stellt sich die Frage, ob sie bleiben oder austreten. Wer bleibt, muss sich auf einen Marathon einlassen. Denn ein neues Reformkonzil ist nicht in Sicht, der Synodale Weg kann im besten Fall einige Impulse liefern, durchgreifende Reformen sind nicht zu erwarten, da sie die gesamte Weltkirche betreffen, und dort ist die Bereitschaft dazu kaum vorhanden, eher ist das Gegenteil zu befürchten, dass die römische Kurie die Arbeit der Synode unterminiert und terkariert. Das Verbot der Glaubenskongregation von Segnungen gleichgeschlechtlicher Paare ist nur ein Beispiel.

Das dritte Kapitel „Rollenklärung“ beginnt mit der Analyse des kirchlich-theologischen Sprechens über die Rolle der Betroffenen am Beispiel der Weltgerichtsrede (Mt 25, 31- 46) und des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 29-31) in der Interpretation der „befreiungstheologischen Mystik“ (S. 31). Mertes weist auf den grundsätzlichen Fehler in der Kommunikation kirchlicher Funktionsträger und Theologen hin, wenn sie sich dabei an die Seite

der Opfer stellen. Denn es macht einen gravierenden Unterschied, ob man sich mit den Opfern, denen Gewalt durch andere Personen angetan wurde, solidarisiert oder ob man selbst durch Vertuschung und Zurückweisung zur Täterseite gehört. Ein Dialog, der diesen Unterschied nicht berücksichtigt, kann nur scheitern. Will die Kirche einen ehrlichen Dialog mit den Opfern, muss sie sich die Sicht der Betroffenen ungeschönt anhören und ihren Vorwürfen als Mittäter stellen. Neben der Anerkennung der Opferwahrheit gehört auch der Täter-Opfer-Ausgleich. Dabei spielt Geld eine wichtige, aber nicht die einzige Rolle. Anerkennung des Leids ist ein Beziehungsgeschehen, deshalb können Zahlungen allein keinen Konflikt lösen und Frieden schaffen, denn Anerkennung des Leids hat eine materielle und eine immaterielle Seite. Neben der Anerkennung der eigenen Schuld der Kirche ist die Art der Beteiligung der Betroffenen und ihre Instrumentalisierung (vgl. Köln) der wohl wichtigste Grund für das bisherige Scheitern der Aufarbeitung (Kapitel 4). Wie kann eine Mitarbeit der Opfer aussehen, ohne sie zu instrumentalisieren? Aufarbeitung beginnt mit Aufklärung, die ohne Berichte aus der Sicht der Opfer nicht möglich ist. Wie in einem rechtsstaatlichen Verfahren müssten die Betroffenen nicht nur als Zeugen gehört, sondern der Status als Ankläger oder Nebenkläger zugestanden werden. In einem solchen Prozess würden auch die Grenzen der Gerechtigkeit für die Opfer z.T. schmerzhaft erfahrbar. Ihnen bliebe der Konflikt zwischen Recht haben und Recht bekommen, zwischen Recht und Gerechtigkeit nicht erspart. Deshalb dürften die Betroffenen auch nach einem transparenten und fairen Prozess mit dem Urteil unzufrieden sein und bleiben. Diese Unzufriedenheit der Opfer müsste auch die Kirche aushalten (S.46f).

Das ungeklärte Rollenverständnis zwischen Betroffenen(berät) und Amtskirche belastete von Anfang an die Zusammenarbeit. Aus diesem Dilemma kann nur eine unabhängige Aufarbeitung führen (Kapitel 5) Diese Arbeit könnte nur eine Kommission leisten, die sowohl von der Institution wie auch von den Betroffenenberäten unabhängig wäre und auch die alleinige Verantwortung für alle Entscheidungen und

Regelungen sowie für deren Umsetzung trüge. Mertes stellt drei Modelle dazu vor: das Modell der Kooperation, wie es im Kloster Ettal wegen seiner überschaubaren Größe scheinbar erfolgreich praktiziert wird, das Wiener Modell, wo auf Initiative Kardinal Schönborns eine Opferschutzkommission durch die frühere steirische Landeshauptfrau und Opferanwältin Klasnic eingerichtet wurde. Diese Kommission konnte nach Auskunft Klasnics von Anfang an ohne jeden Versuch der Einflussnahme durch die Kirche arbeiten. Als drittes Modell könnte eine staatliche Kommission die Aufarbeitung in Angriff nehmen wie es im angelsächsischen Rechtsbereich geschieht (USA, Australien, Irland). Wegen des besonderen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Deutschland (Selbstbestimmungsrecht der Kirche) wäre es schwer umsetzbar, aber nicht unmöglich. Die deutschen Bischöfe und Ordensoberen könnten den Staat bitten, eine unabhängige Kommission einzurichten, müssten aber dann die Macht und Kontrolle über das Verfahren an die Kommission abtreten und deren Entscheidungen mittragen und umsetzen.

Im letzten Kapitel setzt sich der Autor mit der Rolle des Synodalen Wegs bei der Aufarbeitung auseinander. Es wäre wenig hilfreich, wenn das Präsidium oder Plenum des Synodalen Weges als weitere Institution in den laufenden Prozess einstieg. Zuvor muss der Synodale Weg sein Ziel und seine Priorität definieren: geht es ihm um die Wiedergewinnung der Glaubwürdigkeit oder um die Gerechtigkeit für die Opfer? „Was dem Synodalen Weg eigentlich sinnvollerweise übrig bleibt, ist nur, sich für ein Modell unabhängiger Aufarbeitung einzusetzen, dessen mitverantwortlicher Teil er selbst dann aber nicht mehr sein könnte“ (S.62). Der Synodale Weg kann aber weiterhin mit seinen vier Themenfeldern entscheidende Impulse zur strukturellen Prävention liefern. Deutlich aber muss die Frage nach der Gerechtigkeit aller Prävention vorgelagert bleiben.

In der konkreten Ausarbeitung der Themenfelder stecken noch einige Fallstricke und Hemmnisse. Die Themenfelder beziehen ihre Legitimation aus sich selbst und sollten nicht für bestimmte Zwecke instrumentalisiert werden. Gerade bei Macht und Machtmissbrauch bleibt zu bedenken, dass

„systemische Ursachen keine direkten Ursachen sind“ (S.66). Sexueller Missbrauch findet immer in Systemen mit ihren komplexen Kausalitäten statt, in denen Vertrauensbeziehungen in Kombination mit Macht-Asymmetrien grundlegend für das System selbst sind (S.67). Dem Synodalen Weg muss es um Förderung der Gerechtigkeit innerhalb der Kirche, Förderung der Rechtskultur, Anerkennung der Gewissensfreiheit ohne autoritäre Eingriffe, Anerkennung der gleichen Würde von Mann und Frau, Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Liebe gehen ... ein möglicher Glaubwürdigkeitserfolg wäre dann ‚nur‘ ein Kollateralgewinn (S.70).

Die falsche Priorisierung in den Kirchen aber dominiert weiter. Jüngste Beispiele waren die Suspendierung des Betroffenenbeirats der EKD und der Ökumenische Kirchentag in Frankfurt/Main. Aus den verheerenden Folgen der Kölner Ereignisse haben die Kirchenleitungen wohl nichts gelernt. Wie anders ist zu erklären, dass den einzelnen Betroffenen knapp drei Minuten Redezeit zur Verfügung standen, während die beiden Bischöfe Meyns und Ackermann als Missbrauchsbeauftragte eine ganze Plattform zu Verfügung hatten. Beide Veranstaltungen waren räumlich und zeitlich getrennt. Das Organisationskomitee des Kirchentages wollte wohl eine direkte Konfrontation der beiden Bischöfe mit den Opfern und ihren Anklagen vermeiden, das hätte doch nur die Kirchentagsharmonie gestört. Beide Bischöfe betonten die Hoheit der Kirche über das Aufbereitungsverfahren. Selbstbewusste und gut vernetzte Beiratsmitglieder wurden von Meyns als „Freigeister“ und von Ackermann als „Aktivisten“ verunglimpft, gewünscht sind handzahme Kooperateure. Entgegen dem Kirchentagsmotto „Schaut hin“ (hier wäre angebrachter „Hört hin“) war auf dieser Plattform weniger echte Betroffenheit als vielmehr Empathie-Simulation zu erleben.

Genau deshalb ist diesem Buch von Klaus Mertes als *Denkschrift* eine weite Verbreitung und Rezeption vor allem in Kreisen der kirchlichen Funktionsträger und Mitarbeiter und in einer interessierten Öffentlichkeit zu wünschen.

Stephan Goertz und Magnus Striet

Zum Umgang mit homosexuellen Paaren

"Nein" zur Segnung? Der Vatikan wird nicht mit Gehorsam rechnen können

Die römische Kurie zeigt sich besorgt. Besorgt, dass in der Katholischen Kirche menschliche Beziehungen gesegnet werden, die den Plänen Gottes widersprechen. Was moralisch unerlaubt sei, dürfe durch ein kirchliches Handeln nicht gutgeheißen werden. Die Besorgnis richtet sich wieder einmal auf die menschliche Sexualität. Unirritiert von der eigenen faktischen Bedeutungslosigkeit in diesem Bereich, die spätestens seit Humanae vitae (1968) offenkundig ist, behauptet die Glaubenskongregation in Konformität zur eigenen Lehrtradition eine besondere sexualethische Kompetenz und hält fest: Jede sexuelle Praxis außerhalb der Ehe von Mann und Frau ist sittlich zu verurteilen.

Jegliche Analogie zwischen hetero- und homosexuellen Ehen beruhe auf einer Verknüpfung der göttlichen Ordnung. Die altbekannte Begründung lautet: Sexualität in einer Beziehung ist nicht Ausdruck von wahrer menschlicher Liebe, wenn dabei – dies scheint so klar zu sein, dass die Kongregation für die Glaubenslehre es unterlassen hat, darauf nochmals explizit hinzuweisen – die Möglichkeit der Fortpflanzung in der Ehe durch menschlichen Willen verhindert wird. Bei gleichgeschlechtlichem Sex ergänzen sich demnach nicht nur die Sexualorgane nicht, es ergänzen sich in solchen Beziehungen auch nicht wirklich zwei Personen, weil Gott diese Möglichkeit in seiner Schöpfungsordnung nicht vorgesehen hat. Am Ende ist die römische Lesart der Botschaft des Evangeliums unmissverständlich: Homosexuelle Beziehungen sind niemals als Liebesbeziehungen zu verstehen. Und wenn Lesben und Schwule mei-

nen, dass sie sich lieben, dann irren sie sich: Ihr Glück ist nur eine Illusion.

Woher die Mitarbeiter der Glaubenskongregation das wissen? Indem sie die Texte studieren, in denen in der Vergangenheit der göttliche Wille kirchlich interpretiert worden ist. Daher besitze die Kirche heute auch keine Vollmacht zur Segnung. Aber was wäre, wenn es nicht um fehlende Vollmacht, sondern um fehlenden Willen ginge? Dann müsste man diesen Willen wohl ausführlicher begründen, statt nur zu behaupten, Homosexualität sei ursprünglich von Gott nicht gewollt, wie es Benedikt XVI. einmal ausgedrückt hat. Die Glaubenskongregation scheint sich sehr sicher zu sein, den Willen Gottes zu kennen.

Wie kommt sie zu der Erkenntnis, homosexuelle Partnerschaften seien keine Liebesbeziehungen? Sie beruft sich auf die Pläne Gottes, wie sie durch die Kirche treu interpretiert und verkündet werden, beziehungsweise in der Vergangenheit wurden. Die in die Schöpfung eingeschriebenen Pläne Gottes seien von Christus vollständig (!) offenbart worden. Das heißt: Was gut ist, das sagt die Kirche, weil die Kirche weiß, dass sie dazu befugt ist, das Gute zu bestimmen. Einem solchen Selbstverständnis gegenüber ist Gehorsam und nicht eigene Einsicht die angemessene Haltung.

Soweit, so bekannt. Bis 2013 war dies die penetrant wiederholte Lehramtsmeinung. Kurz schwelte Hoffnung, Papst Franziskus sei bereit, nochmals nachzudenken, die Diskussion freizugeben und möglicherweise sogar die Lehrmeinung seiner Vorgänger zu korrigieren. Nun, im achten Jahr des Pontifikats von Papst Franziskus, war es das wohl mit den Erwartungen, die kirchliche Lehre könne sich auf diesem Feld demnächst ein Stück weit bewegen. Franziskus zeigt sich als gehorsamer Schüler seiner Vorgänger.

Ignoranz gegenüber Humanwissenschaften

Dass es, wie die Humanwissenschaften seit langem zeigen, ein Spektrum von sexuellen Orientierungen gibt, ignoriert das Schreiben der Kongregation. Mutmaßlich ist eine ethisch neutrale Beschreibung, dass es jen-

seits von Heterosexualität andere Formen des Begehrens gibt, Folge des Sündenfalls. Oder? Gegen humanwissenschaftliche Standards setzt man eine objektive Schöpfungsordnung. Dass diese auch nur ein Konstrukt sein könnte, kann nicht sein, da das Lehramt weiß, was Gott ursprünglich wollte. Ein anderes Argument fällt nicht. Interessanterweise fehlt im Schreiben der Hinweis auf biblische Verurteilungen homosexueller Praktiken. Das lässt immerhin hoffen, dass zumindest exegetische Literatur inzwischen in die Gemäuer des Vatikans eingedrungen ist. Endgültig frappierend an dem Schreiben ist, wie stark der Dissens zu dem ist, was moderne Liebesbeziehungen jedenfalls dem Ideal nach in ihrem Kern ausmacht: nicht Vertrag oder soziale Erwägungen, sondern Zuneigung und freie Zustimmung. Welches sexuelle Begehren hier vorherrscht, ist irrelevant. Entscheidend ist ausschließlich die Frage, ob die andere Person als Person gemeint ist. Und solche Beziehungen soll Gott nicht segnen wollen?

Wenn es in dem Schreiben heißt, mit "dem Wesen der von der Kirche erteilten Segnung" sei nur vereinbar, "was an sich darauf hingeordnet" sei, "diesen Plänen zu dienen", so wüsste man gern etwas genauer, was diese Pläne sein sollen. Sollte nur die Zeugung von Nachkommenschaft gemeint sein, so wäre Gottes Kreativität in Sachen Pläne doch wohl als etwas eingeschränkt zu deuten. Und wenn es dann noch mit einem Zitat von Franziskus heißt, Menschen mit homosexueller Tendenz sollen "die notwendigen Hilfen bekommen", "um den Willen Gottes in ihrem Leben zu begreifen und ganz zu erfüllen", macht uns das sprachlos. Was wird hier empfohlen? Die Überwindung der Tendenz? Völlige sexuelle Enthaltensamkeit? Das Dokument steckt in einer Morallehre fest, die in den fünfziger Jahren formuliert worden ist. Die theologische Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts wird großzügig umschiff.

Wie schon bei der Frage, ob die Kirche Homosexuelle zu Priestern weihen will oder nicht, bleibt die römische Kurie bei dem unter Johannes Paul II. und Benedikt XVI. eingeschlagenen Kurs. Die strikte Ungleichbehandlung (keine Analogie!) von hetero- und homosexuellen Ehen wird als gerecht betrachtet. Dies nicht als Diskrimi-

nierung zu empfinden, bleibt Einsichtsprivileg römischer Theologie. Von Achtung, Mitleid und Takt zu sprechen und zugleich die Wirklichkeit von Homosexualität und die Liebe von Homosexuellen zu negieren, zeugt nicht nur von Weltfremdheit, sondern von einem Begriff vormoderner Moralität. Ob man eine Ahnung hat, zu welchen Verletzungen solche vorurteilsbeladenen Bekenntnisse führen? Welche Exklusionswünsche stehen hinter der Formulierung, eine "gesunde Gemeinschaft im heiligen Volk Gottes" fördern zu wollen?

All diese unbeantworteten Fragen werden dazu führen, dass immer weniger bereit sind, sich dem Anspruch zu unterwerfen, das Lehramt könne in eigener Vollmacht darüber entscheiden, wozu es in sittlichen Fragen bevollmächtigt ist und wozu nicht. Man sollte sich keinen Illusionen hingeben: Die Glaubenskongregation will nicht, dass in der katholischen Kirche homosexuelle Partnerschaften als Liebesbeziehungen gewürdigt werden. Fragt sich nur, welchen Preis die Bischöfe bereit sind für diese Weigerung noch zu zahlen. Die Emanzipation der Katholikinnen und Katholiken von der Kirche als Mutter und Lehrmeisterin der Moral wird das Dokument aus Rom weiter beschleunigen. Die "Erläuternde Note" bezogen auf das vorgelegte Dubium "Hat die Kirche die Vollmacht, Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts zu segnen?" (eindeutig mit "Nein" beantwortet), zeigt nur, wie stark man sich inzwischen von modernen Moraldiskursen abgeschottet und in einer katholischen Binnenwelt eingerichtet hat.

Selbstverständlich ist die Mehrheit nicht notwendig in der Wahrheit. Aber angesichts der Brisanz der Frage nach der Segnung von homosexuellen Paaren, die tief in die Lebenswirklichkeit gläubiger Menschen eingreifen kann, sollte man sich zumindest um Begründungen bemühen, anstatt immer nur wieder auf eine göttliche Schöpfungsordnung zu verweisen. Auch eine solche Ordnung hat das Selbstbestimmungsrecht von Menschen zu achten, solange keine Persönlichkeitsrechte anderer oder Schutzbedürftiger betroffen sind, soll eine solche Ordnung eine dem Menschen mögliche Ordnung sein. Mit Gehorsam wird die "Note" kaum rechnen können. Allerdings ist sie bezeichnend dafür, wie schwer sich

Rom immer noch mit dem modernen Freiheitsdenken tut. Lang ist der Schatten der letzten Pontifikate.

Freckenhorster Kreis

Erklärung zur Verlautbarung des Vatikans über die Segnung gleichgeschlechtlicher Personen

Die Glaubenskongregation im Vatikan hat auf die Frage „Hat die Kirche die Vollmacht, Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts zu segnen?“ mit Nein geantwortet. Es sei „nicht erlaubt, Beziehungen oder selbst stabilen Partnerschaften einen Segen zu erteilen, die eine sexuelle Praxis außerhalb der Ehe (das heißt außerhalb einer unauflösbaren Verbindung eines Mannes und einer Frau, die an sich für die Lebensweitergabe offen ist) einschließen, wie dies bei Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts der Fall ist“, so die erläuternde Note.

Woher weiß die Kongregation so genau, was der Wille Gottes und was „Sünde“ ist? Unseres Erachtens ist die Zeit nicht mehr fern, da werden wir noch dankbar sein für jede Frau und jeden Mann - ob nun mit oder ohne Partnerin / Partner, gleich welchen Geschlechts - , die oder der in unseren Gemeinden die Seelsorgerinnen und Seelsorger um einen Segen bittet.

Recklinghausen, 15. März 2021

Astrid Brückner, Ludger Ernsting, Ludger Funke

(Sprechergruppe des Freckenhorster Kreises)

Gregor Tischler

Was ist Wahrheit? Von der Aktualität des Johannes-evangeliums

Mehr als vier Jahre lang erfuhren wir fast täglich von den Twitterlügen des mächtigsten Mannes der Welt, die für Millionen seiner Anhänger freilich nach wie vor pure Wahrheiten sind. Stefan Kornelius überschrub in der "Süddeutschen Zeitung" einen Leitartikel zum Präsidentenwechsel in den USA mit "Welt der Lüge" (SZ v. 13.01.2021). Darin analysierte er prägnant den Zustand der gegenwärtigen Weltgesellschaft: Alle Diktaturen missbrauchen die Wahrheit und gebrauchen Lügen zu Erhalt und Stärkung ihrer Macht. Doch auch die digitale Revolution, so der Autor, habe selbst in den Demokratien Verbreitung und Einfluss von Lügen so sehr befeuert, dass das gesamte demokratische System in Gefahr geraten sei.

Vielleicht war die berühmte Pilatusfrage (Joh 18,38) noch selten so aktuell wie heute: "Was ist Wahrheit?" Kann und darf wirklich jeder, wie es die digitale Vernetzung vorgibt, "seine eigene Wahrheit" beanspruchen? Oder gibt es immer nur die eine Wahrheit, nicht immer einfach zu erkennen, aber grundsätzlich da?

Nicht jede Aussage, die nicht mit der überprüfbaren Wirklichkeit übereinstimmt, ist Lüge. Wer Kindern ein Märchen vorliest, wer einen Roman schreibt, wer Kranke mit den Worten tröstet: "Alles wird gut!", lügt nicht. Unwahrheit wird erst zur Lüge, wenn der eigene Vorteil im Vordergrund steht, vor allem aber, wenn sie anderen Schaden zufügt. Beides zeichnet die Propaganda diktatorischer Systeme aus. Beides macht uns aber auch den ganz persönlichen Alltag schwer - siehe die Verleumdungen, Shitstorms, Verschwörungsmythen in den oft so gar nicht "sozialen" Medien!

Lügen bewirken noch Schlimmeres, Hass und Gewalt. Spätestens am 6. Januar 2021 haben wir uns weltweit davon überzeugen müssen. Trumps Lüge, ihm sei die Wahl

"gestohlen" worden, war nicht nur Auslöser von Hasstiraden gegen Biden und das "System" (der Demokratie!), sondern auch verbunden mit dem (indirekten) Aufruf, das Kapitol in Washington zu stürmen.

Selbstverständlich gibt es in der Geschichte noch viel furchtbarere Beispiele für die Verquickung von Lüge, Hass und Gewalt. Wohl jedem fallen da Goebbels' Hetzreden und die angeblich dem kommunistischen Paradies geschuldeten Gräueltaten Stalins ein. Aber auch Christen müssen, falls sie in der Lage sind, ehrlich und geschichtsbewusst zu denken, vor ihrer Haustür kehren. Man kann auch fragen, ob Theologen und kirchliche Amtsträger von heute wirklich immer bereit zu einem Schuldbekennnis sind. Was waren denn die dunklen Kapitel der Kirchengeschichte anderes als Folgerungen entsetzlicher Lügengebäude?

Gewiss, viele der damaligen Täter waren sich dessen nicht bewusst, sondern glaubten wohl, der Wahrheit zu dienen (ob das auch Trump noch glaubt?). Die Gewalt gegen Juden, die Scheiterhaufen der Inquisition oder die Hexenverfolgungen waren indes aus heutiger Sicht nichts anderes als die Konsequenzen lügnerischer Verschwörungsmymen.

Einer meiner Lieblingsverse der Bibel, die meinem Leben Orientierung geben, ist Joh 8,32: "Die Wahrheit wird euch befreien!" Der Evangelist, der das Wort "Wahrheit" ("alétheia") am häufigsten unter den Autoren des Neuen Testaments gebraucht, meinte damit den Glauben an den auferstandenen und zum Vater gegangenen Gottessohn. Wir müssen jedoch eingestehen: Gerade im Namen dieses Glaubens, in der Wahrheit zu sein, geschahen ungezählte Verbrechen der Geschichte, bei denen Nichtglaubende als Lügner und Wahrheitsfeinde galten. Deren Verfolgung und Bestrafung hielt man für einen gebotenen Dienst an Gott (vgl. Joh 16,2).

Zu behaupten, im Besitz der Wahrheit zu sein, ist gefährlich und inhuman, selbst im Glauben an die Auferstehung Christi und die Erlösung vom Bösen. Auch der, der seinen Glauben daran für wahr hält, müsste sich eingestehen, niemals in der Lage zu sein, diese seine geglaubte Wahrheit im Geist ganz zu erfassen. Wenn es diese Wahrheit gibt, so übersteigt sie doch alles,

was wir begreifen und überprüfen können¹. Wie also kann man den Vers des Johannesevangeliums, die Wahrheit mache frei ("eleutherósei", 8,32) so verstehen, dass er uns hilft, der "Welt der Lüge" Widerstand zu leisten?

Versuchen wir, soweit möglich, auch bei der Bibellektüre das Zeitlose vom Zeitbedingten zu trennen. Der evangelische Theologe Traugott Koch hat bereits in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts diesen Versuch mit einem Buch über die Bedeutung der Zehn Gebote für heute gewagt: "Zehn Gebote für die Freiheit. Eine kleine Ethik", Tübingen 1995. Darin betont Koch schon im Vorwort, es gehe ihm nicht um eine exegetische Untersuchung, sondern um das "Nachdenken über ein verantwortliches, waches Leben in unserer Gegenwart" (S. 8). Deshalb beginnt er seine Überlegungen mit dem achten, dem Wahrheitsgebot. Ohne "das Sagen und Leben der Wahrheit" ist nach seiner Überzeugung ethisch-verantwortliches Handeln überhaupt nicht möglich. Streben nach Wahrheit ist die unaufgebbare Grundlage eines an Werten orientierten, humanen Zusammenlebens.

Ja, das könnte weiterhelfen: Nicht die Behauptung, bereits im Besitz der Wahrheit zu sein, sondern die Bemühung um sie macht frei. Konkret: Die Suche nach der Wahrheit erfordert als erstes, die Kräfte der Vernunft einzusetzen. Indes darf man auch sie nicht überschätzen - ein Grundfehler der Zeit der Aufklärung, in der man mit der Verehrung der "Göttin der Vernunft" alle, die man für deren Feinde hielt, bis zum Tod bekämpfte².

Um Verstand und Vernunft bei der Suche nach Wahrheit sinnvoll einzusetzen, sind Fähigkeit und Bereitschaft zu Selbstkritik und Offenheit für Gegenargumente wesentlich. Leider scheint es so, als würden sich diese Grundsätze, die eigentlich Forderungen der Aufklärung waren, im Zeitalter der

¹ Vgl. die Aussage des 4. Laterankonzils 1215, die Unähnlichkeit zwischen Schöpfer und Geschöpf sei stets größer als die festzustellende Ähnlichkeit ("De errore abbatis Joachim", DS 806)

² Über das "triumphale Unheil", das die Aufklärung damit anrichtete, schrieben 1944 unter dem Eindruck des 2. Weltkrieges M. Horkheimer und Th. W. Adorno ihr berühmtes Werk "Dialektik der Aufklärung".

Internetblasen und "alternativen Fakten" immer mehr verlieren.

Zurück zu Joh 8,32, die Wahrheit mache frei. Sich der Suche nach Wahrheit verpflichtet zu fühlen, schafft die Grundvoraussetzung für das Zusammenleben der Menschen: die Selbstverständlichkeit, einander zu vertrauen. Wir wissen, dass Kinder, denen es verwehrt wurde, ein sog. Urvertrauen zu entwickeln, sich im weiteren Leben sehr schwertun. Vor Gericht führt heute so gut wie jeder Strafverteidiger dies als mildernden Umstand für seinen Mandanten an. Vertrauen zu können ist Grundlage eines gelingenden Lebens.

Ehrlichkeit - auch so ein aus der Mode gekommenes, gleichwohl zeitlos bedeutendes Wort! Wer würde einem Trump, einem Putin, Orban oder Xi dieses Wort zumessen? Vielleicht haben die Deutschen Glück, das Prädikat, ehrlich zu reden und zu handeln, einer Kanzlerin oder einem Bundespräsidenten nicht von vorneherein absprechen zu müssen...

Ehrlichkeit und die Bemühung um Wahrheit sind Merkmale und Grundvoraussetzungen echter Demokratie. Es gibt aber keine Demokratie ohne Freiheit - womit wir wieder bei Joh 8,32 wären.

Höher als die Suche nach Wahrheit steht nur eines: die Liebe. Man kann und muss Verzweifelte oder Todkranke auch einmal "mit der Wahrheit verschonen". Aber einem Schwerkranken zu sagen, es werde schon wieder alles gut, ist, wie gesagt, ja gar keine wirkliche Lüge. Man sagt es ja nicht aus Egoismus, sondern mit Einfühlung.

Die "Welt der Lüge" aber ist, leider, leider, nackte, bittere Wahrheit.

Gregor Tischler

Cooperatores veritatis?

Von Anfang an verstand (und versteht) sich die katholische Kirche als Hüterin der Wahrheit. Amtsträger dienen ihr, so deren Selbstverständnis, unentwegt. Sie zu ver-

künden sei ihr eigentlicher, ihr wichtigster Auftrag. Je höher sie in der Hierarchie stehen, umso mehr verstehen sie sich, im Sinne von 3 Joh 8 als "cooperatores veritatis", als Mitarbeiter der Wahrheit - und zwar der göttlichen, nicht nur der menschlichen. Extra veritatem nulla salus: Außerhalb der Wahrheit gibt es kein Heil...

So der Anspruch, so das Ideal. Umso größer ist die Fallhöhe, wenn das "Volk" zur Kenntnis nehmen muss, dass da Jahrzehnte, gar Jahrhunderte lang dieses Ideal immer wieder mit Füßen getreten wurde. Das aktuellste Beispiel dafür sind sicherlich die zahlreichen Missbrauchstaten von Priestern, Verbrechen, die spätestens seit 2010 in die Schlagzeilen gerieten - ausgelöst durch die an der Wahrheit, aber auch an Empathie orientierten öffentlichen Äußerungen des Jesuiten Klaus Mertes. Im Nachhinein freilich scheint der noch größere Skandal im kirchenamtlichen Umgang damit zu bestehen.

Zwischenfrage: Ist Vertuschung jemals mit dem Wahrheitsanspruch vereinbar? Doch, aber nur, wenn man damit Unschuldige schützen will. Widerstandskämpfer im Dritten Reich, die nicht einmal unter schlimmster Folter ihre Mittäter verrieten, waren keine Lügner, auch wenn sie beteuerten, keine solchen zu kennen. Sie verdienen die höchste Ehrung. Dergleichen aber ist die Ausnahme. Beim Widerstand gegen eine menschenverachtende Diktatur spricht man daher auch weniger von Vertuschung als von "Verschweigen". Wer aber vertuscht, um nur die Täter (und damit sich selbst) zu schützen, die Opfer aber außer Acht lässt, versündigt sich nicht nur an der Wahrheit, sondern auch am wichtigsten aller Gebote, dem der Nächstenliebe, die nach Mt 25,40 zugleich die wahre Gottesliebe ist.

Eine besonders klägliche Figur (man kann es leider kaum anders sagen) machte Kardinal Woelki im Umgang mit den Missbrauchsgutachten. Da dazu genügend viel in der Presse und seriösen Medien zu erfahren war, muss darauf an dieser Stelle nicht mehr detailliert eingegangen werden. Ein Detail aber sei dennoch erwähnt. Ausgerechnet Kardinal Meisner, Vorgänger und enger Vertrauter (!) Woelkis, eine Identifikationsperson der Konservativen, die gerne und fast überall "Verrat an der Glaubenswahrheit" wittern, hat laut dem

am 18. März d.J. veröffentlichten Gutachten in aller Öffentlichkeit nicht nur vertuscht, sondern schlicht gelogen. In einem Interview im Deutschlandfunk 2015 habe er auf die Frage, ob er schon früher von den Missbrauchsfällen gewusst habe, geantwortet: "Nichts geahnt! Nichts geahnt!" Dabei habe Meisner persönlich längst einen Aktenordner über priesterliche Verfehlungen angelegt.¹

Welchen Schaden die Kölner Vorgänge der Kirche zufügen, erkannten sogar die meisten deutschen Bischöfe. Dass aber fast zeitgleich der Vatikan die Segnung homosexueller Partnerschaften (die beim "Synodalen Weg" thematisiert wurde), mit dem Hinweis auf den angeblichen Willen Gottes untersagte, ist nur noch ein weiterer Mosaikstein für das verheerende Bild der "Amtskirche" in der Öffentlichkeit, auch und gerade bei den immer noch engagierten Christen, deren Zahl von Tag zu Tag kleiner wird.

Anfang März d.J. erschien ein in 1. Auflage sofort vergriffenes Buch über noch weit erschütterndere Vorkommnisse in der Kirchenhierarchie:

Doris Reisinger, Christoph Röhl, Nur die Wahrheit rettet. Der Missbrauch in der katholischen Kirche und das System Ratzinger, München (Piper) 2021 (348 S.).

Wohl die meisten, die diese Neuerscheinung über kirchenamtliche Misswirtschaft lesen, werden im Vergleich dazu die Kölner Ereignisse fast als Nebenschauplatz einstufen. Doris Reisinger ist eine ehemalige Ordensfrau, eine ausgebildete Theologin und promovierte Philosophin, die schon zuvor als Bestsellerautorin bekannt wurde. Christoph Röhl ist ein preisgekrönter Filmregisseur, der u.a. mit einem Film über den Missbrauchsskandal an der angeblich "reformpädagogischen" Odenwaldschule - keineswegs einer kirchlichen Einrichtung(!) - Aufsehen erregte. Die in dem neuen Buch dargestellten zahlreichen Fakten werden m.E. bestens belegt. Umso erschreckender sind sie.²

Dabei sei vorausgeschickt: Ich selbst war von 1969 bis 1974 ein Schüler Ratzingers an der Universität Regensburg. Damals lauschte ich wie alle anderen (zu denen auch Wolfgang Beinert als Habilitant gehörte) gebannt den brillanten und nahezu frei vorgetragenen Ausführungen Ratzingers. Mir persönlich weiteten sie, ähnlich wie die Lektüre der "Einführung in das Christentum" (München 1968) meinen damals noch recht engen Glaubenshorizont. Ratzinger war bei den meisten Studierenden durchaus beliebt.

Als freilich ein paar Jahre nach meiner Studienzeit Ratzinger in der Hierarchie rasch aufstieg - Erzbischof, Kardinal, oberster Glaubenswächter -, da, so scheint es, wurde aus ihm ein anderer. Als "cooperator veritatis", "Mitarbeiter der Wahrheit", hatte er sich wohl schon in seiner Kindheit verstanden. Einen bis ins Papstamt erhalten gebliebenen "kindlichen Glauben" attestieren ihm, mit zahlreichen Zitaten unterlegt, auch die Autoren des Buchs.

Das Buch über das "System Ratzinger" gliedert sich in acht Kapitel, die dem theologischen Werdegang Ratzingers und dessen Aufstieg in der Kirchenhierarchie gewidmet sind. Schwerpunkt ist dabei, wie der Untertitel besagt, sein Umgang mit den Missbrauchsfällen. Reisinger und Röhl dokumentieren akribisch, dass er als Erzbischof, als Glaubenspräfekt und selbst noch als Papst stets bemüht war, das Ansehen der Kirche möglichst unversehrt zu belassen. Das hieß im Normalfall: Von den Tätern und ihren Verbrechen solle möglichst wenig an die Öffentlichkeit dringen. Ihre Taten seien in erster Linie Übertretungen des 6. Gebotes, für die sie natürlich um Vergebung zu bitten hätten. Mehr schien offenbar nicht nötig. Sobald die Täter Besserung gelobten, durften sie in der Regel in ihren Weiheämtern verbleiben (auch wenn sie meist versetzt wurden). Was dagegen dabei kaum in den Blick kam, waren die Missbrauchsoffer und die oft lebenslangen psychischen Schäden, die sie davontrugen.

¹ Vgl. "Christ & Welt" (ZEIT-Beilage) Nr. 13 v. 25.03.2021, S. 3

² Was freilich mitunter die Lektüre dieser gut 300 Seiten nicht nur einem ehemaligen Sprachlehrer zur Qual macht, ist der fast auf jeder Seite zu findende Verstoß gegen die Regeln des Konjunktivs: Die Verf. scheinen sie nicht zu beherrschen, ob-

wohl sie andauernd die indirekte Rede zu benutzen versuchen. Ständig steht da "wäre" statt "sei", "hätte" statt "habe" usw. Der Vorwurf muss freilich v.a. dem Lektorat gemacht werden. Dazu kommt ein lückenhaftes Personenregister (z.B. kommt der mehrmals zitierte W. Beinert darin nicht vor) und das Fehlen eines Sachregisters.

Das Beispiel eines Verbrechers, der fast ein Heiliger geworden wäre

Ich möchte hier nur auf ein im Buch ausführlich geschildertes extremes Beispiel näher eingehen, das den "kindlichen" Glauben, es gehe der Kirche stets um die Wahrheit, zutiefst erschüttern muss. Ich meine den Fall der "Legionäre Christi" und ihres Gründers Marcial Maciel.

Der Mexikaner Maciel, 1944 zum Priester geweiht, hatte schon drei Jahre zuvor die Kongregation der "Legionäre Christi" gegründet, eine straff organisierte Gemeinschaft, die vor allem große "Erfolge" beim Priesternachwuchs aufweisen konnte. Festhalten an der überkommenen Lehre der Kirche, bedingungslose Papsttreue, absoluter Gehorsam gegenüber dem Gründer Maciel, Uniformität statt individueller Selbstverwirklichung - so sahen die Ideale aus, die Maciel verlangte. Allen Kirchenvertretern, die im 2. Vaticanum eher einen Bruch mit der jahrtausendelangen Tradition sahen, erschien diese neue Art des "Aufbruchs" als der wahre Weg in die Zukunft der Kirche. Zu dessen Bewunderern gehörten auch Papst Johannes Paul II. und sein enger Mitarbeiter Joseph Ratzinger.

Allerdings stellte sich bereits im Verlauf der neunziger Jahre immer deutlicher heraus, dass Maciel keineswegs der "Heilige" war, als der er schon zu Lebzeiten von seinen Anhängern verehrt wurde. Er hatte nicht nur zahllose junge Männer der Kongregation sexuell missbraucht, sondern war auch Vater von (mindestens) drei Kindern, die er mit (mindestens) zwei Frauen gezeugt hatte ... Darüber hinaus aber hatte er es verstanden, einflussreiche kirchliche Amtsinhaber, u.a. Angelo Sodano, den Kardinalstaatssekretär, mit großzügigen Geschenken zu beeinflussen, besser gesagt: zu bestechen. Wollte man die Maßgaben jesuanischer Ethik anlegen, müsste man wohl über Maciel urteilen, dass man kaum "unchristlicher" leben kann: Heiligkeit vorspielen, aber über Leichen gehen, die Macht genießen und dabei die Wahrheit mit Füßen treten.

Und wie reagierte die Amtskirche, ganz oben also Papst und Glaubensbehörde? Johannes Paul II. bekam, das sei ihm als mildernder Umstand angerechnet, wohl zu-

letzt nicht mehr viel von all den Enthüllungen um Maciel mit. Und Ratzinger?

Als Papst Benedikt XVI. ging er sehr erbarmungsvoll vor. Maciel war 2005 angeblich "aus Altersgründen" vom Amt des Generaloberen der "Legionäre" zurückgetreten. Im Jahr darauf gab der Vatikan lediglich eine Pressemitteilung heraus, in der Vorwürfe gegen Maciel genannt wurden. Man verzichtete jedoch, vorgeblich wegen dessen "schlechten Gesundheitszustands", auf einen kanonischen Prozess. Und man vergaß dabei nicht zu erwähnen, welche Verdienste sich der Gründer der "Legionäre" um die Kirche (womit vor allem wohl der Priesternachwuchs gemeint war) erworben habe! War (oder ist immer noch) wegschauen, wenn es um offensichtliche Verbrechen bei der "Mitarbeit an der Wahrheit" geht, damit der Glanz der Kirche nicht beschädigt werde, aber mikroskopisch genau jede vermeintliche Abweichung von der "Glaubenswahrheit" zu verurteilen, die Maxime der sich selbst so bezeichnenden "cooperatores veritatis"?

Wahrheit - das ist in den Augen so mancher Amtsträger (speziell in der Kurie) nur das, was die "katholische Tradition" schon immer(?) gelehrt hat. Was Wahrheit ist, das wissen sie - z.B. auch, dass Frauen nicht Priester sein dürfen. Schließlich waren die 12 Apostel doch alle männlich, und Gen 1,27, dass Mann und Frau gemeinsam Gottes Ebenbild sind, hat ja mit dem katholischen Amtsverständnis nichts zu tun... "Difficile est saturam non scribere" formulierte einst der römische Dichter Juvenal: Es ist (oft) schwierig, keine Satire zu schreiben. Seltsam, wie aktuell ein fast 2000 Jahre alter Vers - der nicht in der Bibel steht - bleiben kann!

Was ist Wahrheit? Nur das, "was die katholische Kirche schon immer lehrt"? Nein, Wahrheit, die rettet, hat stets mit einer Grundtugend zu tun: Ehrlichkeit! Zu ihr gehört auch, Fehler einzugestehen, alles zu tun, um deren Folgen erträglicher zu machen, zu bekennen, dass wir Menschen alle, bis hinauf zu den höchsten kirchlichen "Würdenträgern", nicht unfehlbar sind, ganz im Gegenteil.

Genau dies, Unfehlbarkeit für sich zu behaupten, ist der größte Feind der Wahrheit, jener Wahrheit, die frei macht. Ob sich diese Erkenntnis in der Kurie, bei den "Hü-

tern der Tradition" jemals durchsetzen wird? Wohl kaum. Und doch ist wahr: Nur die Wahrheit rettet.

Soline Humbert

„Zoomen“ feiern: ein radikales Experiment

"Der Sabbat ist für den Menschen gemacht, nicht der Mensch für den Sabbat" (Mk 2,27)

Ich schreibe diese Zeilen in Irland, ganz am Ende eines Jahres, das von einer Pandemie geprägt war, an der Schwelle zu einem neuen Jahr, in dem unsere Hoffnung auf die Wiederaufnahme jeglicher Form von sicherem physischem menschlichem Kontakt von Massenimpfungen abhängt. Unsere Kirchengebäude sind derzeit wieder für Gruppengottesdienste geschlossen, so wie sie es in den letzten zehn Monaten immer wieder gewesen sind. Und wenn sie geöffnet sind, ist es nur sehr wenigen möglich, sich zu versammeln. Mit anderen Worten: Unsere Gottesdienste, aber auch unser Familienleben, unser soziales Leben, unser Arbeitsleben, unsere Reisen und natürlich auch unsere Gesundheit sind massiv beeinträchtigt ... auf den Kopf gestellt. Wir befanden und befinden uns auf unbekanntem Terrain, und das wird auch in absehbarer Zukunft so bleiben.

Es ist dieser Kontext, der eine neue Form der liturgischen Beteiligung hervorgebracht hat. Manche werden es ein radikales Experiment nennen, und das mag eine sehr treffende Beschreibung sein. Sicherlich hätte ich mir vor einem Jahr nicht vorstellen können, daran teilzunehmen, geschweige denn die Entscheidung zu treffen, damit fortzufahren. Wovon ich spreche, ist die Teilnahme an Eucharistiefiern über das

Medium Zoom und andere Internetplattformen.

Was folgt, ist weder ein vollständig ausgearbeitetes, detailliertes theologisches Argument, noch ist es eine umfassende Beschreibung und Bewertung. Es ist lediglich ein erster und früher Versuch, etwas von dem, was ich erlebt habe, mitzuteilen. Er ist daher sowohl persönlich als auch partiell, aber geschrieben in dem Bewusstsein, dass eine wachsende Zahl von Christen ähnliche Erfahrungen macht. Meine Hoffnung bei der Dokumentation dieses neuen liturgischen Phänomens ist, dass es zum Nachdenken, zum Gespräch und zu dem persönlichen und gemeinschaftlichen Überlegen anregen wird.

Zuvor waren ich und viele andere bereits Teil eines anderen "radikalen Experiments", das für mich seine Wurzeln vor genau einem Vierteljahrhundert hatte, als eine befreundete Missionsschwester mir einen Kelch und eine Patene schenkte. Zum ersten Mal stand ich der Eucharistie am Dreikönigsfest 1996 vor.

In den letzten fünfundzwanzig Jahren ist auf organische Weise eine Hauskirchenbewegung gewachsen, und mit ihr die Eucharistiefiern in den Häusern der anderen. Sie ist zwar hauptsächlich römisch-katholisch, aber auch ökumenisch, und manchmal nehmen Mitglieder der Kirche von Irland und anderer Konfessionen daran teil. Da viele von uns aktive Mitglieder verschiedener weltkirchlicher Reformbewegungen sind, haben wir auch bei unseren internationalen Zusammenkünften Eucharistie gefeiert, normalerweise auf jährlicher Basis.

Dies ist der Hintergrund für den nächsten Schritt, den wir im März 2020 unternahmen, als nicht nur die Kirchengebäude geschlossen wurden, sondern wir auch unsere Häuser für alle Außenstehenden schließen mussten. Physisch isoliert, aber bewegt von dem Wunsch, weiterhin gemeinsam Gottesdienst zu feiern, beschlossen wir, unsere Eucharistiefiern online zu verlegen. Zoom ermöglichte diese Versammlungen.

Organisieren der Versammlung

Die Teilnehmer bekommen den Text der Liturgie im Voraus von der Person zuge-

schickt, die ihn zusammengestellt hat und die die Feier leiten wird. Wir folgen dem kirchlichen liturgischen Kalender und dem allgemeinen eucharistischen Format, aber mit Raum für kreative Anpassungen. Die Lesungen aus der Heiligen Schrift und die Gebete werden gemeinsam vorgetragen, so dass es eine möglichst vielfältige aktive stimmliche Beteiligung gibt. Anstelle einer festgelegten Predigt gibt es einen offenen Raum, in dem die Menschen ihre Überlegungen und Einsichten über das Gehörte und das, was bei ihnen Resonanz gefunden hat, mitteilen können. Die anschließenden Gebete der Gläubigen sind spontane Gebete, die die Bedürfnisse und Wünsche der Versammelten ausdrücken. Es gibt auch häufig Zeit für das Spielen von Instrumentalmusik, das Singen von Hymnen und / oder das Zeigen von visuellen Darstellungen.

Im Laufe der Pandemie und der physischen Einschränkungen hat sowohl die Zahl der kirchlichen Reformgruppen zugenommen, die diese Zoom-Gottesdienste (in Ermangelung eines besseren Wortes) abhalten, als auch die Zahl der Teilnehmer. Ich persönlich habe nun seit März 2020 an etwa fünfundzwanzig dieser Zoom-Eucharistie teilgenommen. Sie sind so "normal" geworden, dass es jetzt schon schwer ist, sich an die Zeit zu erinnern, in der wir sie nicht hatten.

Wir vermissen natürlich die physischen Versammlungen, das Teilen des physischen Raums für den Gottesdienst, zusammen mit den Tassen Kaffee und dem Gespräch nach den Feiern. Wir vermissen die Möglichkeit des Händeschüttelns, der Umarmung und aller anderen Formen des Austausches des Friedenskusses. Wir vermissen auch das gemeinsame körperliche Singen. Und natürlich sind wir uns bewusst, dass nicht jeder die notwendigen Internet-Möglichkeiten oder -Kenntnisse hat. Es war jedoch ein Wunder zu sehen, wie viele, auch Menschen in fortgeschrittenem Alter (wie Simeon und Anna!), sich darauf eingelassen haben. Ich kann nur staunen, was für einen "Weg" diese Menschen zurückgelegt haben, die mit der lateinischen Messe aufgewachsen sind, mit einem Priester, der mit dem Rücken zum Volk steht, und mit Laien, vor allem Frauen, die weit außerhalb des Altarraums bleiben!

Ursprünglich wollte man über das Medium Internet gemeinsam beten und einen Wortgottesdienst halten, aber fast sofort tauchte die Idee auf, eine Eucharistiefeier zu halten, die auf Zustimmung stieß. Rückblickend ist es recht bemerkenswert, dass sie so schnell, so breit und von ganzem Herzen angenommen wurde, auch von einigen geweihten Ordensleuten und Geistlichen. Die Frage des Offertoriums und der Konsekration von Brot und Wein musste natürlich geklärt werden. Praktisch gesehen hat jede Person oder jedes Paar etwas Brot und Wein (oder Wasser, wenn Wein nicht zu beschaffen ist) vor sich auf einem Tisch vor dem Bildschirm. Diese Gaben werden durch ein gemeinsames Gebet dargebracht und geweiht, und dann empfängt jeder von uns an seinem eigenen Bildschirm die Kommunion - den Leib und das Blut Christi.

Theologische Fragestellungen

Wir sind uns natürlich bewusst, dass diese Art der Eucharistiefeier auf das stößt, was einige als große theologische Einwände betrachten und sie für illegal und ungültig halten. Die offizielle Theologie und die Kirchengesetze verlangen, dass ein Kleriker den Vorsitz führt und die sakramentale Konsekration nur physisch stattfinden kann. Die Elemente müssten sich auf dem Altar befinden, unter den ausgestreckten Händen des Priesters.

Nichts von alledem ist bei einer Online-Eucharistie vorhanden. Die ausgestreckten Hände über den Elementen sind die des Volkes Gottes, getrennt durch oft große physische Entfernungen, manchmal über Kontinente hinweg. Und doch ... Der Glaube, der uns trägt und uns den nötigen Wagemut gibt, ist unser Glaube an die Realität der Gegenwart des Heiligen Geistes und dass es im Herzen unserer Feier wirklich eine Epiklese gibt. Wir sind als der Leib Christi versammelt und empfangen den Leib Christi. Obwohl wir viele sind und über Irland, den Norden und den Süden und gelegentlich auch buchstäblich über das Angesicht der Erde verstreut sind, sind wir Eins.

Wir glauben, dass das Wirken des Heiligen Geistes den Raum übersteigt. Wenn jeder von uns, der vom Geist bewohnt ist, gemeinsam betet und den Geist anruft, glau-

ben wir, dass wir wahrhaftig Lob und Dank geben im Gedenken an Jesus, wie er seine Nachfolger gebeten hat, sich an ihn zu erinnern. Und wir glauben, dass Christus wirklich gegenwärtig ist, wenn wir uns versammeln, auch wenn diese Versammlung notwendigerweise online und nicht physisch stattfindet. Als Jesus seinen Jüngern versprach, er werde gegenwärtig sein, "wenn zwei oder drei sich in meinem Namen versammeln", nannte er keine Bedingungen für dieses Versammeln. Natürlich gab es damals nicht die Möglichkeit, sich über das Internet zu versammeln, aber im 21. Jahrhundert ist dies eine Möglichkeit. Wir können uns dafür entscheiden, die Verfügbarkeit von Internetplattformen wie Zoom als gottgegebenes Mittel zu betrachten, um sich in Jesu Namen zu versammeln.

Wenn ich mich an diese Internetfeiern zurückerinnere, gibt es für mich einige herausragende Momente, Zeichen göttlicher Gnade, während wir uns abmühten, die Grundlagen der virtuellen Technologie zu erlernen und zu beherrschen; um nur einige zu nennen: Die außergewöhnliche Erfahrung, mit Menschen in ihren eigenen Häusern (oder Büros) in so unterschiedlichen Kulturen wie Pakistan, Indien, Australien, USA, Südafrika, Österreich, Deutschland, Frankreich, Brasilien, Portugal usw. zu beten; die Schriftlesungen, die aus der Ferne zu uns kamen; die gemeinsame Gemeinschaft - auch innerhalb Irlands schuf das Zusammensein mit Menschen von Cork bis Co. Antrim, Limerick bis Dublin zusammen zu sein, schweißte zusammen, als alles darauf abzielte, uns isoliert und getrennt zu halten. Durch diese eucharistischen Versammlungen hat Gott uns genährt und unseren Glauben, unsere Liebe und Hoffnung lebendig gehalten und unseren Sinn für Gemeinschaft, Solidarität und Einheit gestärkt. Es war Manna vom Himmel.

Veränderung und die Zukunft

Es lässt sich nicht leugnen, dass wir eine Zeit tiefgreifender Veränderungen in unserer Welt und in unseren Kirchen durchmachen - eine Zeit der Krise, und man kann sagen, sogar eine Zeitwende, die nicht weniger als einen Paradigmenwechsel mit sich bringt. Dieses Zitat von Eric Hoffer scheint

passend: "In Zeiten des Wandels erben die Lernenden die Erde, während die Gelehrten sich wunderbar gerüstet finden, um mit einer Welt umzugehen, die nicht mehr existiert."¹

Es gibt eine ganze kirchliche Welt, die zunehmend im Verschwinden begriffen ist. Während diese Pandemie mit der Zeit vorbei sein wird, wird sie zu einigen dauerhaften Veränderungen beigetragen haben, die bereits im Gange waren. Ich werde es nicht wagen, darüber zu spekulieren, wie diese Änderungen genau aussehen werden. Aber es scheint mir, dass für einige Christen die Erfahrung dieser Eucharistiefiern einen Durchbruch bewirkt und sie als priesterliches Volk gestärkt haben wird.

Ich bin mir bewusst, dass einige all dies als zu extrem, zu außerhalb der etablierten kirchlichen Normen, zu "wild", mit anderen Worten einen Schritt zu weit, betrachten werden. Aber ist es das?

Am Anfang habe ich es als ein radikales Experiment bezeichnet ... aber ist die Bibel nicht voll von radikalen Experimenten? Wir könnten argumentieren, dass die gesamte Schöpfung ein großes, riskantes Experiment von Seiten Gottes ist. Wir könnten auch Jesus als ein radikales göttliches Experiment betrachten: Sein ganzes Leben passte sicher nicht in die etablierten religiösen Konventionen seiner Zeit.

Die Teilnahme an einer Zoom-Eucharistie ist ein bisschen wie das Gehen auf dem Wasser. Wir haben den festen Boden unseres lang etablierten theologischen Rahmens mit seinem Gefühl der Sicherheit verlassen und befinden uns auf freiem Fuß, getragen von dem Einen, der uns aufruft, zu einem anderen Ufer hinüberzugehen. Ich kann nur staunen über die Weite und Tiefe dieser Liebe, deren Treue unerschütterlich ist. Dafür sage ich Dank und Lob: „Gott sei Ehre, dessen Kraft, die in uns wirkt, unendlich viel mehr tun kann, als wir erbitten oder uns vorstellen können“ (Epheser 3,20).

Soline Humber ist als Soline Vatinel Mitbegründerin von BASIC (für Frauenordination in der R.K. Kirche). Sie ist Mitglied von Wir Sind Kirche Irland und Spirituelle Begleiterin.

¹ Hoffer E., Reflections on the Human Condition, Hopewell Publications. 1973. P. 22.

Übersetzung ins Deutsche aus dem Originalartikel in SEARCH (eine theologische Zeitschrift der Kirche von Irland. Frühjahr 2021. Vol. 44.1. Copyright SEARCH und So-line Humbert) ins Englische von Colm Holmes.

Michael R. Will

Transsexuelle und Religion.

Eine vergleichende Skizze, bearbeitet von Rudolf Uertz

Michael R. Will, Dr. jur. utr., Professor für Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung an der Universität des Saarlandes und zuletzt an der Universität Genf hat in der Festschrift für seine türkische Kollegin an der Universität Ankara, Bilge Öztan, eine rechtsvergleichende Studie zum Phänomen der Transsexualität verfasst, in die er auch die religions- und kirchenrechtlichen Einflüsse und Normen einbezogen hat¹. Bezüglich des hier fehlenden wissenschaftlichen Anhangs (Quellen, Literatur und Anmerkungen) muss auf den deutschen Beitrag des Verfassers in der türkischen Festschrift verwiesen werden. Die Untersuchung widmet sich Positionen im Islam, im Judentum und im Christentum. Rudolf Uertz hat die Arbeit für ‚imprimatur‘ bearbeitet und die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst. (Redaktion)

Vorwort

Die dreiteilige Artikelfolge „Transsexuelle und Religion“, Erstveröffentlichung 2008, behandelt die Schwierigkeiten und Heraus-

forderungen, vor die sich Islam, Judentum und Christentum angesichts des Phänomens der Transsexualität gestellt sehen. Bis dahin wurden transsexuelle Personen als kranke Menschen angesehen, die Respekt verdienen und auf Heilung hoffen dürfen. Fachmedizinische Entwicklung sowie die augenfällige gesellschaftliche Evolution haben sich in der zunehmenden *juristischen Anerkennung* eines Geschlechtswechsels manifestiert. Jüngster Ausdruck dieser Entwicklung ist die Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zu Krankheiten und relevanten medizinischen Zuständen (Version 11), die einen Paradigmenwechsel einleitet. Demnach wird Transsexualität nicht mehr als „Bestandteil der psychopathologischen Kategorien“ angesehen. Sie kann zwar als Anomalie gelten, jedoch „nach natürlicher Betrachtungsweise“ nicht „als Krankheit angesehen werden“. Gemäß der Version ICD 11 der WHO ist die neue Klassifikation „bis Ende 2021 in nationales Recht umzusetzen“.

Erster Teil: Einige Positionen im Islam

Im Islam herrscht traditionell Vielfalt. Das macht es einem Nicht-Muslim noch schwerer, Lehre wie Leben zu erfassen und einigermaßen treffend abzubilden. Immerhin lassen sich aus verschiedenen Himmelsrichtungen einige Mosaiksteinchen zusammmentragen. Gerade ein vom Islam geprägtes Land wie Marokko war unter den ersten, welche schon in den 1950er und 1960er Jahren Hunderte geschlechtsanpassender Operationen duldeten: Mann-zur-Frau Operationen (in Casablanca), die nicht nur weltweit Furore machten, sondern vor allem auch als einsame Pionierleistungen in die Medizingeschichte eingehen sollten. Kein Gesetz stand dagegen; das Ministerium für Volksgesundheit soll in einem Fall einem Bürger, der nicht genug Geld hatte, das Arzthonorar mitfinanziert haben.

Nachdem in der medizinischen Literatur über zwei Fälle im Irak (1968) und drei in Algerien (1987) berichtet worden war, einigten sich bei einer inter-arabischen Strafrechtsskonferenz in Kairo im März 1987 Juristen und Ärzte aus Ägypten, Jemen,

¹ Michael R. Will: Transsexuelle Und Religion – eine vergleichende Skizze, in: Festschrift für Prof. Dr. Bilge Öztan, Ankara: Turhan Kitabevi 2008, S. 977–1059 (Fernleihe: Staatsbibliothek Berlin).

Jordanien, Oman, Palästina, Saudi-Arabien, Sudan, Syrien und Tunesien allerdings darauf, dass geschlechtsändernde Operationen im Prinzip nicht zulässig und nur ausnahmsweise – wenn ärztlich geboten – erlaubt seien. Lange Zeit waren aber, soweit ersichtlich, noch keine *religiösen* Bedenken artikuliert und Autoritäten eingeschaltet worden, jedenfalls nicht offiziell. Das sollte sich allmählich ändern – bei den Sunniten wie auch den Schiiten.

Sunniten

Es erübrigt sich, bei diesem Thema auf die vier traditionellen Schulen des sunnitischen Islam gesondert einzugehen, schon wegen des dürftigen Materials. Das wenige Greifbare stammt aus Ägypten und der Türkei.

Die allererste Spur **Ägyptens** zeigt sich, was lange Zeit unentdeckt blieb, fernab beim Südchinesischen Meer: in *Malaysia*. Von der Existenz eines frühen Rechtsgutachtens (*fatwa*) aus dem Jahre 1983, erlassen vom *Rat der neun Sultane*, erfuhr man bei uns gelegentlich nur aus den Zeitungen: Hormonbehandlung und geschlechtsändernde Operationen für Moslems werden kategorisch als „unvereinbar mit dem Islam“ abgelehnt. Die Pressemeldungen enthielten noch den kargen Zusatz – sofern es sich nicht um Hermaphroditen, also Zwitterbildungen handle.

In einer Studie aus dem Jahr 2001 fanden sich dann als Begründung zwei Hadithe, das sind überlieferte Anweisungen des Propheten Mohammed, die als solche nicht im Koran enthalten, aber zu beachten sind. Beide Hadithe enthalten Verfluchungen zum einen der Männer in Weiberkleidung und umgekehrt, zum anderen solcher Männer, die sich wie Weiber aufführen und umgekehrt. In dem zweiten Hadith (in: *Sahih al-Bukhari*) heißt es: „Der Prophet (...) verfluchte die verweiblichten Männer und die vermännlichten Frauen und sagte: ‚Vertreibt sie aus euren Wohnungen!‘“

Die verheerenden Folgen für das Leben eines gläubigen *mak myah* - so nennen sich die malaysischen Mann-zu-Frau Transsexuellen seit 1987 - werden in der Literatur geschildert: Da kein muslimischer Arzt die verbotenen Eingriffe vornimmt und die meisten sich eine Operation im Ausland

nicht leisten können, müssen sie mit ihrem ungeliebten Penis weiterleben. Sie dürfen in keiner Moschee beten und können schwerlich die Pilgerfahrt nach Mekka wagen. Zu Lebzeiten drohen bei jeglichem Kontakt mit einem Geistlichen Verhaftung und Strafe. Manche fürchten sogar, dass nach dem Ableben ihre Seelen ziellos im All herumirren, weil Allah den Körper nicht so zurückerhält, wie er ihn ursprünglich geschaffen hat. An Heiraten ist nicht zu denken. Es wäre ein streng verbotenes Verhältnis zwischen Mann und Mann; aber auch eine Frau können sie nicht mehr heiraten, weil sie als Mann funktionsunfähig sind. Und das schlimmste wäre vielleicht, dass Scham- und Sündengefühle sie ein Leben lang umtreiben. Dass die derart rigide Fatwa der neun Sultane von 1983 in Wirklichkeit vorgespurt war durch ein 1981 vom Malaysischen Zentrum für Islamische Forschung beim Mufti *Jādd al-Haqq* in Kairo angefordertes Rechtsgutachten, wurde erst sehr viel später offenbar.

In Ägypten selbst erhitzten sich die Gemüter erst im Laufe des Jahres 1988, ausgelöst durch die Affäre *Sally*, die bis 1982 noch Sayyid hieß. Er war ein 19jähriger Medizinstudent an der Kairoer Islamischen Universität al-Azhar und, weil er sich als Frau im Körper eines Mannes fühlte, schwer depressiv. Nach jahrelanger fruchtloser Psychotherapie und Hormonbehandlung schritten die Ärzte schließlich im Januar 1988 zur geschlechtsanpassenden Operation.

Die Fakultät schloss daraufhin *Sally* vom Abschlussexamen aus und weigerte sich, einen „Mann“ an die streng getrennte *Fakultät für Studentinnen* zu überweisen, mit dem Argument, sich derart verstümmeln zu lassen, nur um mit Männern Unzucht treiben zu können, sei eine schwere Straftat. Auch der koptische Chirurg wurde disziplinarisch belangt.

Am 14. Mai 1988 erbat die Ärztekammer vom Großmufti der Republik, *Dr. Muhammad Sayyid Tāntawī*, ein Rechtsgutachten, das am 8. Juni 1988 erging. Diese *Fatwa* war so formuliert, dass die einen ihr entnahmen, geschlechtsändernde Operationen auf bloßen Wunsch eines Patienten seien verboten, während die anderen sie so lasen, dass darüber letzten Endes allein die Ärzte zu entscheiden hätten.

Nun erstattete die al-Azhar-Universität am 12. Juni 1988 Strafanzeige gegen den Chirurgen, woraufhin er von der Ärztekammer im November ausgeschlossen wurde. Doch die Staatsanwaltschaft stellte das Verfahren Ende Dezember 1988 ein, weil sämtliche ärztliche Standards genauestens eingehalten worden waren. Nach einem Jahr wurde *Sally* offiziell als Frau anerkannt.

Als der Fall im April 1988 anlässlich eines Interviews mit *Sally* in der Zeitschrift al-Ahrām („Die Pyramiden“) öffentlich bekannt wurde, taten sich die religiösen Autoritäten mit ihren Reaktionen schwer, was eine Flut von Pressekommentaren auslöste. Einige Muftis äußerten sich ohne Detailkenntnis des Falles, sozusagen aus dem Stand: Ein solcher chirurgischer Eingriff sei zulässig, sobald die Mediziner Gewissheit hätten, dass man allein auf diesem Wege dem Patienten zu seinem wahren Geschlecht verhelfen könne. Nur der Mufti des *Hohen Rats für Islamangelegenheiten* widersprach, aber erst im Oktober 1988: Die Operation sei unzulässig, weil sie einen Mann in ein zwitterhaftes Wesen verwandle.

Die entscheidende offizielle Fatwa mit umfassender Begründung ist jene schon erwähnte, die von der Ärztekammer im Mai 1988 vom Großmufti der Republik angefordert war (*Fatwa On Sex-Change Operation, June 8, 1988*). Auffällig ist in einer solch sorgfältig ausgearbeiteten Fatwa, dass keine einzige Sure aus dem Koran erscheint; alles wird aus Worten des Hadith abgeleitet. Dabei begegnet man wieder der in *al-Bukhari* zitierten Stelle über verweiblichte Männer, was nicht überrascht, da sich Tāntawī an die für Malaysia ausgearbeitete Fatwa von *Jādd al-Haqq* anlehnt. Ganz zu Anfang stehen zwei verschiedene Versionen eines Hadith mit der tröstlichen Botschaft, dass es für jede gottgesandte Krankheit eine gottgesandte Medizin gibt (außer für das Altern!). Das ist die Standard-Einleitung, die der Autor bei seinen medizinischen Erlassen gerne verwendet, um dem medizinischen Fortschritt den Weg zu ebnen, ohne die islamischen Moralgrundsätze zu gefährden.

Da es sich bei dieser Fatwa ausdrücklich um ein Rechtsgutachten zur geschlechtsändernden Operation handelt, erscheint folgerichtig der Satz, die Operation sei „viel-

leicht die beste Therapie“. Der bloße Wunsch nach Geschlechtswechsel ohne überzeugende körperliche Befunde legitimiere sie nicht. Doch sei sie zulässig, ja geboten, wenn ein vertrauenswürdiger Arzt sie befürworte, um die verborgenen männlichen oder weiblichen Organe (!) ans Licht zu bringen. Bei genauerem Lesen des Gutachtens wird jedoch unterschieden zwischen freiwillig disponierten und von Natur aus so geborenen Hermaphroditen, also auf Intersexuelle Bezug genommen. Beide sind gleichermaßen gehalten, auch wenn sie nichts dafür können, sich aus diesem Zustand zu lösen und ihrem wahren inneren Geschlecht zuzustreben. Das wahre weibliche Geschlecht mag „begraben“ sein, das wahre männliche Geschlecht „zugedeckt“ durch falsche Körperteile – eben diese innere Wahrheit ans Licht zu bringen, notfalls mit dem Skalpell, ist Aufgabe des Arztes. Aber durch den ärztlichen Eingriff wird das von vornherein männlich oder weiblich bestimmte Geschlecht niemals geändert. Eine geschlechtsändernde Operation ist also denk unmöglich und widerrechtlich.

Ungeachtet solcher Analysen wird *Tāntawī*s Fatwa von 1988 in den Medien weithin als Durchbruch gefeiert, weil sie die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit der Geschlechtsumwandlung in die Hand der Ärzte gelegt habe. Konfusion oder Augenschere? Notfalls hilft ja immer der alte Trick, den Patienten auf dem Papier als Intersex zu frisieren ...

In der **Türkei**, wo Tausende von transsexuellen Mitbürgern wie „Außerirdische“ leben sollen, müsste es eigentlich verwundern, dass das Ministerium für Religionsangelegenheiten bis heute keine einschlägige Fatwa erlassen oder auch nur eine Meinung zum Thema geäußert hat. Da ist zunächst die auffällige Koinzidenz des Jahres 1988: Nachdem die in der Türkei beliebte Chanson-Sängerin *Bülent Ersoy* jahrelang erst einmal die türkische Justiz in Atem gehalten hatte, gelang die Gesetzesänderung mit geradezu atemberaubender Geschwindigkeit in gut drei Monaten (Gesetzblatt, Art. 29 (2) des Zivilgesetzbuches vom 12. Mai 1988). Doch von einer Stellungnahme gegenüber dem Justizministerium, Parlament oder Staatspräsidenten findet sich keine Spur.

Gründe für die auffällige Zurückhaltung mag eine gewisse Furcht sein, dass jegliche Form amtlicher Billigung eine Lawine von Geschlechtsänderungen auslösen könnte. Hinzu kommt, dass die höchsten geistlichen Autoritäten auf dem heiklen Gebiet, das dogmatisch ja Neuland darstellt, noch zu keiner annehmbaren Doktrin gefunden haben, was angesichts der Fatwa des Kairoer Großmuftis von 1988 nicht verwundert, welche ja mehr Zweifel gesät als beseitigt hat.

Signifikant ist zum einen, dass niemand auf die ägyptische Fatwa von 1988 zurückgreift oder sie überhaupt erwähnt, zum anderen, dass niemand auf die dort ausschließlich herangezogenen Hadithe zurückgreift. Gegner und Befürworter in der Türkei stützen sich auf zwei Koran-Stellen: Sure 2 (Die Kuh), Vers 195, und Sure 4 (Die Weiber), Vers 119. Die Gegner begründen aus diesen Suren das Verbot („stürzt euch nicht mit eigener Hand ins Verderben“; „sie werden Allahs Schöpfung verunstalten[verderben]“). Die Befürworter interpretieren die beiden Koran-Stellen großzügiger, indem sie die religiöse Pflicht zum Heilen von Krankheiten betonen.

Schiiten

Während man bei den sunnitischen Autoritäten in der Türkei wie in Ägypten den Eindruck gewinnt, dass sie schwanken zwischen einer harten konservativen Haltung („keinerlei Eingriff in Allahs Schöpfung“) und einer offeneren liberalen Linie („Notwendigkeit der Heilung einer Krankheit“), sich aber in jedem Fall teils auf Prophetenworte, teils auf Koran-Suren stützen, befehligen sich die schiitischen Schriftgelehrten im Iran keiner sozusagen positivistischen Methode. Sie betonen im Koran, der zur Geschlechtsänderung schweigt, die Lücke und gelangen zu völlig anderen Ergebnissen.

Das weiß man allerdings erst, seit sich vor ein paar Jahren die Medien auf das Thema gestürzt haben und unverdrossen wiederholen, wie der berühmte *Ayatollah Ruhollah Musawi Khomeini* (1902-1989) einer gewissen *Molkara* unter dramatischen Umständen mit einer Fatwa geholfen habe und nun Teheran ein Paradies für Transsexuelle geworden sei. Ganz so einfach liegen die

Dinge natürlich nicht, soweit man dies als Außenstehender zu beurteilen vermag, der Bericht ist etwas verworren.

Immerhin scheint tatsächlich *Khomeini* eine Schlüsselrolle gespielt zu haben. Lange Zeit, bevor er 1979 den Schah aus Persien vertrieb, habe er sich in einem Buch über neue Probleme der Medizin auch zu geschlechtsanpassenden Operationen geäußert und diese gut geheißen – zu einer Zeit, da im Westen die Operation bei echten Transsexuellen noch in den Kinderschuhen steckte. Dies sahen im Iran allenfalls Zwitter als „grünes Licht“ für korrigierende Chirurgie. Man darf daher getrost dem Bericht Glauben schenken, dass auch jenes Buch nur von Hermaphroditismus handelte, nicht von Transsexualität.

Der Durchbruch erfolgt erst geraume Zeit später – nach der Begegnung mit *Molkara*, einer heute führenden Aktivistin in der Transsexuellen-Bewegung. *Fereydoon Molkara*, geboren 1950 als einziger Sohn der zweiten von acht Ehen eines Großgrundbesitzers am Kaspischen Meer, wollte seit frühester Jugend nur mit Puppen spielen und kleidete sich wie ein Mädchen. Ein Arzt in einem Spital sagte ihm später einmal, er sei nicht schwul, sondern in Wirklichkeit eine Frau, und könnte mit Hilfe einer Operation sein Leben ändern.

Da *Molkara* religiös orientiert war, wandte er sich an einen hochrangigen Gelehrten, *Ayatollah Mohammed Behbehani*, der nach altem Brauch im Sinne des Istikhara-Gebets, das die Sunna des Propheten empfiehlt, wenn eine schwierige Entscheidung zu treffen sei, auf einer zufällig aufgeschlagenen Seite des Koran, aus der Sure 19 (Maria) herauslas: Dies lasse, wie bei Maria, der Mutter Jesu, auf ein Leben voller Kämpfe schließen, und befürwortete eine Operation. Vorsichtshalber empfahl der Geistliche aber doch noch, eine Zweitmeinung bei dem im Exil lebenden *Ayatollah Khomeini* einzuholen. Konfrontiert mit dem Wunsch, alle frauenspezifischen Riten einschließlich der Kleidervorschriften beachten zu wollen, habe *Khomeini* geantwortet: Ja, sie sei offensichtlich nicht homosexuell, brauche eine klare sexuelle Identität und deshalb die Geschlechtsänderung, um voll ihren islamischen Pflichten als Frau nachzukommen. *Molkara* reiste

1978 zu Khomeini nach Paris, wurde jedoch nicht vorgelassen.

Nach der Revolution im Iran 1979 und Lazarettdiensten an der Front im Krieg gegen den Irak kämpfte sie sich, mit dem Koran in der Hand im Palast des Obersten Revolutionsführers durch brutale Wachen hindurch, um blutüberströmt ihr Anliegen vorzutragen. Gerührt durch den Anblick und nach Befragen der Ärzte, welches eigentlich der Unterschied sei zwischen Hermaphroditen und Transsexuellen, habe der Ayatollah auf der Stelle die heiß begehrte Fatwa erlassen, dass dem chirurgischen Eingriff bei Transsexuellen seitens der Religion nichts entgegenstehe. Das war circa 1983. Es sollte jedoch aus familiären und anderen Gründen noch lange dauern, bis *Maryam Khatoon Molkara*, wie sie jetzt hieß, in den Jahren 1997-2001 in Thailand operiert werden konnte, finanziert übrigens von der staatsnahen Imam-Khomeini-Wohlfahrtsstiftung in Teheran.

Bezüglich der Suche nach dem genauen Datum der Fatwa *Khomeinis* wie auch bei der Suche nach ihrer theologischen Begründung tappt man im Dunkeln. Die meisten spekulieren mit dem Argument der „Lücke“. Unzulässiges wie Alkohol, Unzucht oder Sodomie sei ausdrücklich in Koransuren oder Prophetenworten verboten. Zum Geschlechtswandel finde man dort nichts. Also könne dieser nicht *eo ipso* unzulässig sein.

Die im Vergleich zu den verschiedenen sunnitischen Schulen so merkwürdige Aufgeschlossenheit gegenüber Transsexuellen wurzelt, wie beim Hermaphroditendiskurs zu sehen, in der Suche nach der Wahrheit, dem wahren Geschlecht. Gleichbehandlung von Hermaphroditen und Transsexuellen bedeutet nun, dass man mit dem Skalpell letztere nicht nur von ihrem falschen Körper befreien kann, sondern zugleich auch vom Odium der Homosexualität, die ja als unnatürlich und abartig gilt und mit schwerster Strafe belegt wird. Was liegt näher, als Homosexuelle – wenn sie der Sünde, der Schande, den Peitschenhieben, der Hinrichtung entgehen wollen – auf eben diesen Weg zu verweisen? Nicht wenige scheinen ihn zu gehen. Der Rhythmus beschleunigt sich: Waren es in den vierzehn Jahren von 1987 bis 2001 immerhin 270 offizielle Anträge auf Genehmigung einer

Geschlechtsumwandlung, so zählte man allein in den folgenden drei Jahren bereits 200. Einer der prominenten Chirurgen, der in den zwölf Jahren zwischen 1992 und 2004 immerhin 320 solche Operationen durchgeführt hat, meint, in einem europäischen Land wäre er während dieser Zeit auf weniger als vierzig gekommen – eine Diskrepanz, die er allein auf Irans strikte Ablehnung der Homosexualität zurückführt.

Was soll man sagen, wenn die SCHIA PLATTFORM DEUTSCHLAND am 1. Oktober 2007 unter dem Titel „Gibt es keine Homosexualität im Iran?“ mit folgender Feststellung glänzt: „Hier hat der Islam (...) eine aus westlicher Sicht ungewöhnlich pragmatische Lösung parat. Die Geschlechtsumwandlung ist erlaubt!“ – „Heilung“ als Alternative zur Hinrichtung?

Resümee

Inzwischen hört man von nicht näher spezifizierten Konferenzen in Teheran, dass im Juni 2004 die geschlechtsanpassende Operation auch mit Vertretern anderer Anrainernstaaten des Persischen Golfs erörtert worden sei. Berichtet wird auch von einer am 19. September 2004 ergangenen Fatwa des *Ayatollah Makarim Shiraz*, die mit den Möglichkeiten der modernen Medizin argumentiert, das Wahre zum Vorschein zu bringen. Sehr viel weiter geht inzwischen ein jüngerer Geistlicher, *Hojatolislam Muhammad Mehdi Kariminia*, der neben einer Vielzahl von Fragen im Kontext der Fatwa (familiärer, sozialer, erbrechtlicher u.a. Art) in der Heiligen Stadt Ghom an einer Doktorarbeit über *Transsexualität* und *Schia* schreibt. Er bemüht sich um die rechte Interpretation von Khomeinis Fatwa, die vom gegenwärtigen geistlichen Oberhaupt bestätigt sei. *Kariminia* streite in seiner Dissertation für die Anerkennung eines Menschenrechts auf Geschlechtsumwandlung und befürworte rückhaltlos Hormontherapie und Operation. Er wird zitiert mit dem Satz: „Mein Körper gehört mir, also kann ich ihn, wenn nötig verändern“, zumal es sich lediglich um die Veränderung äußerer Merkmale handle.

(Fortsetzung folgt)

Gespräch zwischen Rudolf Walter
und Daniel Hell

Kritik der Unverschämten - Lob der Scham

„Scham“, „Entschuldigung“, „Beschämung“ und „Schuld“ – oft gehörte Kategorien auch im innerkirchlichen Umgang mit dem Missbrauchsthema. Eine vertiefende Klärung dieser Kategorien und ihre Einordnung in einen anthropologischen und gesellschaftlichen Kontext ist sinnvoll.

Im Gespräch, das der Publizist und Theologe Rudolf Walter (Freiburg) mit dem bekannten Psychiater und Therapeuten **Daniel Hell** geführt hat, werden Unterscheidungen herausgearbeitet. Daniel Hell, Autor eines Buches über Scham (Lob der Scham. Nur wer sich achtet, kann sich schämen, 2019) und zahlreicher Fachpublikationen, insbesondere zu Depression, ist emeritierter Professor für Klinische Psychiatrie an der Universität Zürich und war langjähriger Ärztlicher bzw. Klinischer Direktor an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich.

Was ist heute nötiger: ein Lob der Scham oder die Kritik der Unverschämtheit? Worumher leiden die Menschen mehr?

Sie leiden sicher mehr unter Unverschämtheit. Was Scham heißt, merken viele bewusst meist erst, wenn jemand unverschämt oder schamlos wird. Und gerade ihr Fehlen weist darauf hin, dass sie auch einen Wert in sich haben kann. Ich würde sogar sagen: Scham nimmt im menschlichen Leben eine Schlüsselrolle ein, und wer das berücksichtigt, versteht sich selbst und andere besser.

Die aktuelle Missbrauchsdebatte hat aber gezeigt, dass Opfer sich nicht befreien konnten und gerade in der Scham verharrten, nicht reden konnten. Geschämt haben sich in der Regel nicht die Täter. Wie kommt das?

Man hat die Schamfähigkeit der Menschen benutzt, um sie kleinzumachen und sie zu

schwächen. In den Hochreligionen war aber immer klar: Nicht die Scham ist schlecht, sondern die Beschämung, die den anderen kränkt, klein macht, dämpft, erniedrigt, entmächtigt. Jesus hat sich zu den Beschämten gestellt, auf die Seite derer, die gedemütigt wurden. Denken Sie an die Geschichte mit der Ehebrecherin. Er hat sich den Leuten zugesellt, die keine Ehre hatten und die Gleichsetzung von Scham, Schande und Unrecht aufgehoben. Seine Seligpreisungen sind ein Lob der Leidenden und Trauernden, die sich für etwas geschämt haben. Er hat aber nicht die Scham als solche in Frage gestellt. Im Gegenteil: Er hat den Beschämten neue Würde verschafft. Das völlige Gegenteil passiert dort, wo Menschen auf grausame Weise niedergehalten und beschämt werden. Diese Methode, wenn ihr Menschen völlig ausgesetzt sind, hat auch immer noch Erfolg.

Sie plädieren für Scham. Aber Scham ist doch quälend, peinlich unangenehm. Man hat Vorbehalte gegenüber diesem Gefühl, schämt sich normalerweise der Scham.

Nicht umsonst wird sie so oft abgewehrt. Aber die Scham hat in der Regel eine Botschaft, nicht unbedingt eine bequeme: Sie weist auf Werte hin, auf Selbstachtung, auf Grenzen, die einzuhalten sind. Sie hat Warnfunktion, sie alarmiert. Natürlich kann es sein, dass die Werte falsch sind, auf die sie verweist. Deswegen ist Scham an sich noch nicht diskreditiert. Man muss also genauer hinsehen.

Ist sie nicht in erster Linie Sozialkontrolle? Sich davon zu befreien war ja auch ein Impuls der 68er. Wie viele Kinder kriegten von ihren Eltern früher nicht die Botschaft mit: Mach uns keine Schande, ruiniere den Ruf der Familie nicht! Eine solche Schamkultur machte eher Angst.

Was immer damit gemeint war: dass ich besonders brav sein muss, nicht auffallen sollte, um Gotteswillen nicht schwanger werden darf etc. - das ist natürlich überhaupt nicht befreiend. Man spricht ja auch von falscher Scham. Soziologen sehen Scham tatsächlich als Sanktionsmittel – um sich kulturellen, gesellschaftlichen oder familiären Werten anzupassen. Aber Scham zeigt mir noch mehr an. Wenn ich mich schäme, und sei es wegen meiner Herkunft

oder wegen einer Krankheit, dann ist das auch ein Hinweis darauf, dass ich in mir ein Problem habe, mit dem ich nicht zu-rechtkomme. Das kann gerade durch das Erlebnis der Scham aufgedeckt, und so ein möglicher Wandel angestoßen werden. In den 68er-Jahren gab es die Befreiung auch von falschem sozialem Druck, von Moralin. Mitunter hat man freilich das Kind auch mit dem Bad ausgeschüttet. Was verloren ging: Scham zeigt ja immer auch, dass ich begrenzt und sozial eingebunden bin. Sie schützt auch vor Überheblichkeit.

Sozialer Druck ist ja oft auch ein Antrieb ...

Verhaltenstherapeutisch gesehen: Scham kann ein Motor für das Lernen sein. Weil man sich künftig nicht mehr schämen will, verbessert man sich, macht Fortschritte in sozialer Kompetenz, reift vielleicht sogar. Scham ist ja nicht nur Sanktionsinstrument. Sie ist auch Alarmzeichen und Warnsignal. Sie lässt auch fragen: Weshalb schäme ich mich eigentlich? Was ist der Grund? Sind die Werte, um die es geht, richtig? Kann ich sie auch unterlaufen und so aus der Beschämungsfalle herausfinden: Klassisches Beispiel sind die emanzipatorischen Bestrebungen. Etwa die Frauen, die als Blaustrümpfe oder Emanzen lächerlich gemacht wurden. Oder die Homosexuellenbewegung: Da wurde das Beschämungswort „schwul“ oder „gay“ umgedreht zur selbstbewussten Identifikation.

Ein Beispiel aus dem Alltag: Ein Mensch, der früher sehr vital, gesund war und jetzt plötzlich schwer erkrankt ist und auf einen Rollator angewiesen ist, wagt sich nicht mehr unter Menschen. Er schämt sich seiner Schwäche.

Auch diese Reaktion ist Zeichen seiner Würde. Wichtig ist: Anteil nehmen, nicht bewerten. Der Betroffene spürt, dass er das nicht mehr aufrechterhalten kann, was für ihn zentral war: stark und selbstständig zu sein. Das kränkt sein Selbstbild. Seine Scham lässt uns aber auch selbst fragen: Wie gehen wir selber mit Schwäche um? Wie lassen wir uns indoktrinieren von Wertvorstellungen über Schönheit, Vitalität, Jugend? Es schämen sich ja Leute heute oft schon, wenn die Haare ausfallen, wenn Runzeln oder Altersflecken auf der Haut zeigen, dass man nicht mehr der

Jüngste ist oder wenn die Figur nicht mehr in den Bikini passt. Man schämt sich heute nicht mehr der Nacktheit, sondern der un-ästhetischen „Hässlichkeit“ des Alters. Eine ganze Industrie lebt davon, uns von dieser Scham zu „heilen“, indem sie uns ihre Produkte verkauft, um uns zu „optimieren“.

Zur sozialen Scham gehört auch das Nichtmithaltenkönnen. „Arbeiten ist keine Schande“ hieß es früher. Heute gibt es sogar die geheime Scham des Arbeitslosen, oft auch des Pensionierten, der plötzlich merkt, dass er nicht mehr Teil dieser funktionierenden Arbeitsmaschine, des großen Prozesses ist.

Das zeigt, wie wichtig die Arbeit ist. Man definiert sich über sie, sie ist auch ein sozialer Wert. Wenn man sie verliert, geht ein Teil der Identität verloren. Das trifft. Scham bedeutet: Ich kann etwas nicht mehr aufrechterhalten. Entscheidend ist, welche Wertvorstellungen mit der Scham verbunden sind. Natürlich kann man sich auch für etwas schämen, was dessen gar nicht wert ist oder was sogar hinderlich ist. Aber wenn sie auf etwas Wertvolles - sozial, ökologisch, kulturelles Wertvolles - verweist, sollte man sie ernst nehmen, sich an sie halten.

Ich habe mich über einen neuen Begriff gefreut, der 2019 Kandidat zum „Wort des Jahres“ war: „Flugscham“. Da bekommt Scham plötzlich eine positive soziale Konnotation. Wenn sich jemand schämt zu fliegen, das ist Ausdruck ökologischen Wertebewusstseins.

Soziale Scham ist das eine. Es gibt aber auch eine Scham, die nicht von außen induziert ist, nicht eine Folge der Entwürdigung ist – und die Person zutiefst betrifft. Man fühlt sich ertappt: bei einer Lüge, bei einer offenkundigen Gier, wird bei einer Schlamperei beobachtet, bei einem Fehler, ein Geheimnis, das wir für uns behalten wollten, wird gelüftet – die Schamröte schießt einem ins Gesicht. Das ist etwas anderes, als wenn uns jemand kränkt. Es verweist auf eigene Werte, zeigt vielleicht sogar auf das Gewissen.

Soziale Scham hat mit kulturellen Werten und Vorstellungen zu tun, die wir übernehmen und beobachten. Die persönliche Scham ist ein Hinweis darauf, dass Ideal

und Wirklichkeit in uns auseinanderklaffen, dass wir selber versagt haben. Auch sie ist aber ein Motor, uns zu verändern. Vielleicht auch, etwas wiedergutzumachen. Es gibt die Schultdscham: durch sie werde ich angestoßen, einen Fehler wieder zu korrigieren.

Wie unterscheiden Sie Schamgefühl und Schuldgefühl?

Die Empfindung der Scham zeigt mir an, dass ich mit und in mir selber ein Problem habe. Schuld ist sachbezogen und verhaltensbezogen. Der Begriff des Schuldgefühls ist allerdings problematisch geworden durch die Psychoanalyse, Freud hat darunter eher etwas Neurotisches verstanden. Ich würde eher von Schuldbewusstsein sprechen. Und das wird durch das Gefühl der Scham angezeigt oder ausgelöst. Wir schämen uns, dass wir so gehandelt haben. Problematisch halte ich die Unterscheidung von Schuld als höhere "Emotion" und Scham als "niederes Gefühl". Dabei setzt sich das Schuldgefühl aus Scham, Angst und anderen Gefühlen zusammen und setzt insofern Scham voraus. Scham ist auch keinesfalls leichter zu ertragen als Schuld. Oft dient sogar ein – allerdings "neurotisches Schuldgefühl" - als Abwehr von Scham.

Scham gehört also zu einer reifen Persönlichkeit, die den eigenen Schatten wahrnimmt und Fehler auch bei sich selbst zu erkennen vermag?

Natürlich. Was wir lernen müssen, ist mit Scham besser umzugehen. Wenn wir als Kinder gelernt haben, uns zu schämen und die Eltern uns getröstet haben, hilft das auch später, nicht vor diesem Gefühl zu erschrecken oder es abzuweisen. Schwierig ist sie vor allem deshalb, weil sie uns auf uns selbst hinweist. Das hören wir nicht gerne. Es geht um Selbstachtung. Wir wollen diese Achtung vor uns selbst nicht verlieren. Die persönliche Scham sagt: Halt, du bist in Gefahr, dich zu verlieren.

Was bedeutet Verlust von Schamgefühl?

Man kann Scham wohl nicht ganz auslöschen. Sie ist biologisch angelegt und kulturell geprägt und verankert. Es gibt, soweit wir wissen, kein Volk, das Scham nicht kennt. Man kann sie natürlich ab-

wehren oder übergehen. Und heute neigen wir dazu, sie zu wenig zu beachten. Schamlos zu sein ist krankhaft. Ein Psychose-Kranker oder ein schwer dementer Mensch kennt keine Scham. Er verliert dieses reflexive, aber auch wertende Selbstbewusstsein und damit auch die Selbstachtung. Dann ist es aber an den Mitmenschen, diese Schamgrenzen zu sichern und zu gewährleisten.

Das Urbild von Scham in der Schöpfungsgeschichte: „Da gingen beiden die Augen auf und sie erkannten, dass sie nackt waren“ (Gen 3, 7). Man fühlt sich nackt und bloß, wenn man beschämt wird. Da wird offenkundig, was man selbst nicht preisgegeben hätte.

Erst nachdem sie vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, also nachdem sie sich bewusst waren, haben Adam und Eva die Nacktheit als Grenze empfunden. Erst da konnten sie sich schämen. Scham zielt auf Bewusstsein: Ich werde mir selber, meiner Grenzen, meiner Intimität, meiner Privatheit bewusst. Adam und Eva schämen sich und suchen sich zuzudecken. Aber interessant: Gott schützt die Scham. Er straft die Sünde. Die Scham wird nicht schlechtgemacht.

Es ist offensichtlich, dass in unserer Gesellschaft immer öfter Grenzen überschritten werden, Intimität immer weniger geachtet und geschützt wird. Der Wegfall von Hemmungen im Netz, „Shitstorms“, unkontrollierte aggressive Wutattacken, öffentliche Beschämungen – was geht da vor sich?

Wut kann etwas verdecken und verhindern. Konkret: dass man Scham empfindet. Wir leben in einer Zeit, in der das egozentrische und narzisstische Selbstwertgefühl mehr und mehr im Zentrum steht. Wir erleben eine schamlose und gleichzeitig eine narzisstisch gekränkte Gesellschaft. Man kann Scham auch aus narzisstischer Kränkung ablehnen und sich in der Opferrolle besser einrichten. Scham ist ja ein höchst differenziertes Gefühl, das nicht nur Grenzen setzt, sondern auch zur Selbstkritik und zur Selbsteinsicht führen kann. Wer sich schämt, beschämt nicht. Der narzisstisch Gekränkte tut genau das. Wenn wir narzisstisch gekränkt sind, sind wir verletzt in unserem Selbstwertgefühl und darin, wie wir uns selber sehen. Die Krän-

kung führt dazu, dass wir uns betreffende Kritik ablehnen und die Schuld bei den anderen sehen, unsere Wut und Aggression auf sie richten. Wir beschämen also, um uns nicht selber der Scham auszusetzen, uns nicht selber in Frage stellen zu müssen. Diese Form narzisstischer Kränkung greift heute um sich und ist Grund für viele Formen der Schamlosigkeit und „Unverschämtheiten“. Schamabwehr, verbunden mit Rachegefühlen und Beschämungen anderer, immunisiert uns selber gegen Kritik und Selbstzweifel. Wir sehen es in Politik und Arbeitswelt: Beschämung wird zum Ausdruck von Stärke.

Neuerdings wird Beschämung funktionalisiert. Man denke nur an die Überwachungsmethoden in China.

Das ist geradezu eine Perversion dessen, was Scham eigentlich ist. Da geht es nicht mehr um Selbstachtung und Würde. In der einseitigen Förderung sozialer Scham in einer »Beschämungskultur« scheint mir tatsächlich die große Gefahr des digitalen Zeitalters zu liegen. Das schafft nur Misstrauen. Zuwendung und Anteilnahme schützen die Menschlichkeit, nicht Beschämung.

Wie können wir den Wert der Intimität schützen?

Die Ansammlung früher tabuisierter Phänomene, wie das Internet sie zum Thema Pornographie und Gewalt anbietet, trägt sicher dazu bei, wirkliche Intimität zu zerstören. Scham setzt die Grenzen, wo wir nicht verletzt werden wollen. Wir kennen so aber auch die Grenzen des anderen und werden – im Gegensatz zum narzisstisch Gekränkten – nicht übergriffig. Wer die Scham ablehnt oder nicht ernst nimmt, löst nichts. Er vergrößert die Probleme. Scham macht auf etwas aufmerksam, was mit uns nicht in Ordnung ist. Wir können das übergehen, uns ablenken, Medikamente schlucken, um das nicht zu fühlen, zu überhören oder zu übergehen. Dann verlieren wir aber an menschlicher Reife. Ernstnehmen der Scham und Wachheit gegenüber jeder Unverschämtheit gehören also eng zusammen.

Theo Mechtenberg

Małgorzata Chmielewska – Helferin der Ausgegrenzten

Ich hoffe, dass mehr als die Furcht, einen Fehler zu machen, unser Beweggrund die Furcht sei, uns einzuschließen in die Strukturen, die uns einen falschen Schutz geben, in die Normen, die uns in unnachsichtige Richter verwandeln, in die Gewohnheiten, in denen wir uns ruhig fühlen, während draußen eine hungrige Menschenmenge wartet und Jesus uns pausenlos wiederholt: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ (Mk 6,37), Papst Franziskus, Evangelii Gaudium 49.

Ein Blick in die Kirchengeschichte genügt, um sich zu vergewissern, dass es selbst in ihren dunkelsten Zeiten nicht an Lichtgestalten mangelte, die sich in ihrem Leben konsequent am Evangelium orientierten. Das gilt auch für die polnische Kirche, die angesichts der zahlreichen von Priestern an minderjährigen Schutzbefohlenen begangenen sexuellen Verbrechen und ihrer Vertuschung, eines diese Untaten begünstigenden Klerikalismus sowie aufgrund ihrer engen Verflechtung mit der politischen Macht eine tiefe Krise durchlebt. In ihr gibt es trotz allem ein radikal gelebtes Christsein, wie das Beispiel von Małgorzata Chmielewska zeigt, die zu ihrem 70. Geburtstag das Cover des „Tygodnik Powszechny“ vom 21. März 2021 mit ihrem Bild schmückt und dort mit einem ausführlichen Dossier (S. 42-55) bedacht wird, das den folgenden Ausführungen weitgehend zugrunde liegt.

Familiärer Hintergrund

Die am 20. März 1951 geborene Małgorzata wuchs in einer areligiösen Familie auf. Die Eltern waren, für Polen ungewöhnlich, nicht einmal kirchlich getraut, ließen aber ihre drei Kinder taufen und firmen. Ihr Leben war stark geprägt von ihren Erfahrungen in der Zeit des Zweiten Weltkriegs und

der Okkupation. Der Vater erlebte eine wahre Odyssee. Bereits mit 17 Jahren kämpfte er mit Beginn des Krieges gegen den deutschen Aggressor, beteiligte sich später am Warschauer Aufstand, wurde verwundet, für seine Tapferkeit ausgezeichnet, geriet in Gefangenschaft, floh aus dem Lager, schloss sich jugoslawischen Partisanen an, geriet erneut in Gefangenschaft und wurde ins KZ Dachau eingeliefert, wo ihn amerikanische Truppen befreiten.

Auch die Mutter nahm am Warschauer Aufstand teil. Als Sanitäterin wurde sie bei einem Bombenangriff unter Trümmern verschüttet. Als sie geborgen wurde, hielt man sie für tot und legte sie auf einem Leichenberg ab. Ein Priester, der den Gefallenen einen letzten Segen erteilte, sah, dass sie noch lebte und rettete ihr so das Leben. Auch sie geriet mit Ende des Aufstandes in Gefangenschaft. Auf der Fahrt ins KZ Auschwitz gelang ihr die Flucht, und sie tauchte für den Rest des Krieges unter.

Während der Jahre kommunistischer Herrschaft gingen die Eltern ihren Berufen nach, der Vater als Arzt, die Mutter als Lehrerin. Ansonsten lebten sie, wie ihre Tochter betont, als Antikommunisten in „innerer Emigration“ ohne die geringste Chance beruflicher Karriere.

Małgorzata Chmielewska spricht von ihren Eltern mit Hochachtung, Dankbarkeit und Liebe für die Vermittlung der für eine gelungene personale Selbstverwirklichung grundlegenden Werte. Am Vorbild ihrer Eltern lernte sie, dass auch Nichtchristen ein von Nächstenliebe geprägtes Leben führen können und Christen nicht unbedingt bessere Menschen sind als sie.

Małgorzatas Weg religiöser Selbstfindung

Małgorzata Chmielewskas Anfänge religiöser Berufung fallen in die Zeit ihres Biologiestudiums an der Warschauer Universität. Auf der Suche nach Gott vertiefte sie sich in religiöse Literatur und stieß dabei auf die Schriften von Thomas Merton, der sie offenbar so beeindruckte, dass in ihr der Wunsch geweckt wurde, Trappistin zu werden. Hinzu kam der Kontakt zu Persön-

lichkeiten und Gemeinschaften, die ihr Leben konsequent am Evangelium orientieren, wie dies etwa für das von Franziskanerinnen geleitete, nahe bei Warschau gelegene Blindenzentrum Laski gilt, wo sie eine Zeitlang arbeitete.

Weil es in Polen kein Trappistinnenkloster gibt, erwog Małgorzata Chmielewska den Eintritt in ein Benediktinerinnenkloster. Sie unternahm zwei Versuche, die beide fehlschlagen. Im ersten Fall war es der beim Kloster gelegene See, der sie bei dem Gedanken erschreckte, wohl als Nonne in ihm nicht schwimmen zu dürfen, wo sie doch den Wassersport leidenschaftlich liebte. Beim zweiten Mal war es ein kleines, verlassenes Mädchen, das ihr auf dem Weg zum Kloster begegnete und dem unverzüglich geholfen werden musste. Es wurde das erste von fünf hilfsbedürftigen und behinderten Kindern, die ihr in ihrem weiteren Leben über den Weg liefen, deren sie sich annahm und die sie adoptierte. Und denen sie auf diese Weise die Familie ersetzt.

Während ihres Aufenthalts in Laski hatte Małgorzata Chmielewska von der Existenz der Kleinen Schwestern Jesu erfahren, die zu kommunistischer Zeit illegal in Polen wirkten. Dieser Gemeinschaft trat sie bei, verbrachte ihr Noviziat in Rom, wo sie Schwester Madeline, die Gründerin, kennenlernte.

Doch nach Ablauf ihrer zeitlichen Gelübde verließ sie die Gemeinschaft, blieb ihr aber weiterhin freundschaftlich verbunden. Immer noch nicht hatte sie zu ihrer eigentlichen Berufung gefunden. Bis sie auf einer Konferenz zur Arbeit von Sozialarbeiterinnen in Haftanstalten von einem jungen Mann die Adresse der Gemeinschaft „Brot des Lebens“ erhielt.

Sie nahm zu dem Gründerehepaar Marie Anneck und Pascal Pingault brieflichen Kontakt auf und erhielt deren Einladung. Im Herbst des europäischen Wendejahrs 1989 machte sich Małgorzata Chmielewska mit ihrer Freundin Tamara auf den Weg nach Frankreich, um sich dort über Initiativen zur Obdachlosenbetreuung zu informieren und Marie Anneck und ihren Mann zu treffen. Auf diese Weise gut vorbereitet, wollten sie in Polen ein entsprechendes Haus eröffnen. In Lisieux schliefen sie in

einem kirchlichen Haus zusammen mit Obdachlosen unter einem Dach. So etwas gab es bislang in Polen nicht. Bestenfalls war in der kalten Winterzeit, wie bei den Jesuiten in der Warschauer Altstadt, die Kirche für Obdachlose geöffnet, damit sie dort die Nacht verbringen konnten, wobei sie allerdings bis zum Morgen in der Kirche eingeschlossen waren.

Eintritt in die Gemeinschaft „Brot des Lebens“

Marie Anneck und Pascal Pingault hatten 1968 während der Studentenrevolte in Paris zu einander gefunden. Sie eine engagierte Katholikin und Mitglied der Christlichen Arbeiterjugend, er ein auf der Straße lebender Künstler und Hippy, politisch als Anarchist radikal links eingestellt, zwar getauft, doch ohne jeden Bezug zur Kirche. Drei Jahre nach dem ersten Kennenlernen heirateten sie, und zwar auf Wunsch von Marie kirchlich. Mit der Zeit fand auch Pascal zu einem radikalen Christsein, das sich an der urkirchlichen Gemeinschaft orientierte. Sie teilten ihr Leben mit Obdachlosen und ehemaligen Prostituierten.

Aus dieser Erfahrung entstand 1976 die Gemeinschaft „Brot des Lebens“. Kirchlich bestätigt wurde sie durch den Bischof der Diözese Bayeux-Lisieux in der Normandie. Ihr schloss sich Małgorzata Chmielewska an. 1990 legte sie vor Pascal Pingault und in Anwesenheit des Ortsbischofs in einem Franziskanerinnenhabit ein zweites Mal in ihrem Leben die zeitlichen Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams ab, die sie nach acht Jahren erneuerte.

Małgorzata Chmielewska versteht sich nicht im klassischen Sinn als Ordensschwester, sondern – wie sie selbst von sich sagt – als „weltliche Person, die sich auf besondere Weise dem Herrn durch Gelübde weihet.“ Dennoch wird sie allgemein als Schwester angesprochen.

Eine Frau in einem auffälligen rostbraunen Habit, auf dem Kopf ein weißes Tuch, als Ordensschwester erkennbar, die raucht und gerne schwimmt, die in keinem Kloster lebt, aber Armut und Ehelosigkeit gelobt hat, dazu mit fünf adoptierten Kindern – das wird es in der Welt kaum ein zweites

Mal geben. Verständlich, dass diese „Nonne“ zuweilen in der Öffentlichkeit Anstoß erregt. Bei einer ihrer ersten Gründungen hielten die Menschen vor Ort sie mit ihren Gefährtinnen und Gefährten, einem bunten Haufen von Ehelosen und Familien, von Obdachlosen und Behinderten, für eine Sekte, die sich zu ihrem Ärger in ihrem Dorf einnisten wollte. Und immer wieder kommt es zu Irritationen, so wenn eines ihrer adoptierten Kinder diese Frau in Ordensstracht als „Mama“ anredet.

Ein beachtliches Werk der Solidarität mit den Armen

Als Ouvertüre für das, was Sr. Małgorzata innerhalb von drei Jahrzehnten an Liebeswerken errichtet hat, kann der Heilige Abend 1989 gelten. Mit ihrer verheirateten Freundin Tamara und einem ihnen eng verbundenen Schauspieler bereiteten sie den Obdachlosen im Warschauer Zentralbahnhof eine weihnachtliche Agape. Die Gäste nahmen Platz an weiß gedeckten Tischen, die reichlich mit Speisen versehen waren, die zur Vigilfeier in polnischen Häusern an diesem Abend üblich sind.

Heute verfügt die von Sr. Małgorzata gegründete Stiftung als Trägerin der Einrichtungen über elf Obdachlosenhäuser mit Club- und Gemeinschaftsräumen, zwei Werkstätten, Kindergärten und einem Stipendienfonds zur Unterstützung von über 400 armen oder behinderten Schülern und Studenten. Zudem gewährt die Stiftung soziotherapeutische Hilfen und betreibt einige Suppenküchen für Hunderte Bedürftige.

In den Häusern erschöpft sich die Arbeit der Gemeinschaft nicht in der bloßen Betreuung. Ziel ist die Resozialisation, die Rückführung der Obdachlosen in die Gesellschaft. Dazu erfahren sie alle notwendigen Hilfen. Doch die können nur wirksam werden, wenn die Betroffenen, mitunter in einem sehr mühsamen Prozess, auch wollen und fähig werden, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen. Natürlich gibt es Rückfälle, Heimbewohner, die wieder auf der Straße landen, erneut in den Häusern Schutz suchen und nicht abgewiesen werden.

Die Kraft persönlicher Ausstrahlung

Es versteht sich, dass ein so umfangreiches Werk, wie es Sr. Małgorzata geschaffen hat, die Mitwirkung vieler erfordert. Und sie alle fühlen sich von der Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit magnetisch angezogen. Zu diesen Zeugen zählt auch der polnische Kardinal und Unterstützer Konrad Krajewski, der im Auftrag des Papstes für die Sorge um die Armen zuständig ist. Über seine erste Begegnung mit Sr. Małgorzata schreibt er: „Das erste Mal traf ich sie im Vatikan. Das mag fünf Jahre her sein. Zuvor hatte ich schon viel von ihr gehört, ohne dass wir persönlich einander begegnet wären. Sie kam mit dem ehemaligen polnischen Botschafter beim Vatikan, um am Grab Johannes Pauls II. zu beten. Danach gingen wir in eine Cappuccino-Bar und tauschten unsere Telefonnummern aus. Bereits dieses erste Zusammentreffen war elektrisierend. Ich merkte, dass ich es mit einer ungewöhnlichen Frau zu tun hatte, von der ich viel lernen konnte.“

Und an einer Reihe von Beispielen zählt der Kardinal auf, was er von ihr gelernt hat: „Wenn du um Regen bittest, dann gehe nie ohne Regenschirm aus dem Haus. Anderenfalls ist dein Gebet schwach wie dein Glaube. [...] Wenn jemand in Not vor dir steht, dann steht er dort allein für dich. Dann kannst du ihn nicht zu anderen schicken oder sagen: Komm später wieder, dann schauen wir, was sich machen lässt. Man muss wie sie unverzüglich tätig werden. [...] Manchmal handelt sie am Rande des Rechts; mitunter verletzt sie es auch. Um einem anderen Menschen zu helfen, muss man mitunter gegen Rechtsvorschriften verstoßen. So ist die Liebe. Und so ist Schwester Małgorzata. Auch das habe ich von ihr gelernt.“

Alle diese Erfahrungen mit ihr verleiten den Kardinal zu der Aussage, sie müsse eigentlich „Kardinal sein“. Denn Kardinal sein, bedeute einen Glauben an Christus bis zur Hingabe des Blutes. Genau diese Bereitschaft zur Selbsthingabe sei für sie charakteristisch, „auch wenn sie verlacht und verspottet wird, selbst von Leuten der Kirche. Viele verstehen sie nicht. [...] Was ist das für eine Nonne, die ein Kind adoptiert?

Sinnlose Argumente. Um einen anderen Menschen zu retten, muss man ihn manchmal adoptieren.“

Missachtet und gewürdigt

Ein prominenter, der regierenden Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ nahestehender Journalist fragte einmal Małgorzata Chmielewska, ob ihre Gemeinschaft überhaupt einen kirchlichen Status besitze. Im Übrigen sehe man sie immer wieder in der „Wyborcza“ gemeinsam mit Owsiak abgebildet, niemals jedoch mit einem Bischof. „Wenn Fotos mit Bischöfen das Maß der Katholizität sein soll, dann bedarf es dazu nicht viel“, lautete ihre Antwort. Und Sr. Małgorzata lud den Journalisten in eines ihrer Häuser ein, damit er sich vor Ort ein Bild von der Gemeinschaft „Brot des Lebens“ machen könne. Doch dazu war er nicht bereit. Ihm ging es allein darum, seine Missachtung gegenüber dieser Anwältin der Armen und Ausgegrenzten zum Ausdruck zu bringen.

Wer zur liberalen, die regierenden Nationalkonservativen scharf kritisierenden Tageszeitung „Gazeta Wyborcza“ Kontakt hält und sich Jerzy Owsiak verbunden fühlt, der mit seiner „Großen Spendengala“ jährlich Millionen über Millionen Spendengelder für karitative Zwecke sammelt, ohne dass sie darauf den geringsten Einfluss haben, der kann eben in ihren Augen kein wahrer Katholik sein.

Dass Sr. Małgorzata von den Rechtskonservativen und Nationalkatholiken missachtet wird, ist die Folge ihres öffentlichen Ansehens. Bereits 1996 wurde sie zur „Frau des Jahres“ gewählt. Sie erhielt zahlreiche Preise und Auszeichnungen, allerdings nie von einer der rechtskonservativen Regierung nahestehenden Institution. Sie erteilt Interviews, tritt bei öffentlichen Diskussionen in Erscheinung, äußert sich im unabhängigen Fernsehen. Sie sagt von sich: „Ich bin in einem gewissen Sinn populär, so dass ich mich ständig fragen muss, zu welchem Zweck ich im Fernsehen auftrete und Interviews gebe. Ich tue dies nicht, um selbst davon zu profitieren, ich tue es für jene, denen ich helfe.“

Und was sie bei diesen Gelegenheiten von sich gibt, ist für die von Kaczyński verfolgte Politik und seine nationalkatholische Gefolgschaft alles andere als schmeichelhaft. Dazu ein paar Beispiele: Am 29. Jahrestag der Gründung von „Radio Maryja“ verharmloste Pater Rydzyk unter Missachtung des Opfers die von einem Priester verübte sexuelle Gewalt, indem er sagte: „Dass er gesündigt hat? Nun dann sündigte er eben. Wer ist schon ohne Versuchung.“ Gefragt, was sie von dieser Aussage halte, bezeichnete Sr. Małgorzata sie als geradezu „strafwürdig“.

Das Urteil des Verfassungsgerichts vom 22. Oktober 2020, wonach selbst bei einer geschädigten Leibesfrucht ein Schwangerschaftsabbruch verboten ist, kommentierte sie, die selbst ein behindertes Kind adoptiert hat, mit den Worten: „Der Kampf um das Leben muss mit der Unterstützung derer beginnen, welche diese Last zu tragen haben.“ Davon sei in dem Urteil in keiner Weise die Rede, und das sei ein „absoluter Fehler“. Im Übrigen könne man niemanden zu einem Heroismus zwingen.

Und angesichts der gegenwärtigen Bestrebungen der Regierung, die bislang unabhängigen Medien unter ihre Kontrolle zu bringen, scheute Sr. Małgorzata nicht den Vergleich mit Hitler: „Man muss sich dessen erinnern, was Hitler nach seiner Machtübernahme tat: Verbot bestimmter Medien, Propaganda, Installation eigener Sender zur Verbreitung seiner Propaganda. Weil er wusste, dass ihm dies ermöglichte, die Menschen zu beherrschen. Wer Macht haben will, der will die Medien. Und er will keinen Pluralismus, sondern strebt ein Monopol an. Geschieht dies nicht im heutigen Polen?“

Man kann nur dem zustimmen, was der Marshall der Wojewodschaft Wielkopolski, Marek Woźniak, in seinem Glückwunschsreiben zum Ausdruck brachte: „Wir bewundern alle Ihre mutigen, angesichts unserer Wirklichkeit geradezu revolutionären Initiativen, Ihre öffentlich geäußerten Ansichten und Meinungen.“

Theo Mechtenberg

Ansätze einer polnischen „Kirche von unten“

Als im März 1995 der Internatsschüler eines kirchlichen Gymnasiums gegen den damaligen, später zum Erzbischof von Wien sowie zum Kardinal ernannten Hans Hermann Goër (1919-2003) schwere Vorwürfe sexuellen Missbrauchs erhob, reagierten Österreichs Gläubige noch im gleichen Monat mit einem „Kirchenvolksbegehren“. Es fand mit einer halben Million Unterschriften eine deutliche Unterstützung. Im September 1996 griffen deutsche Katholiken mit gleichem Zuspruch die österreichische Initiative auf. Seitdem drängt die „Kirche von unten“ auf Reformen wie die Überwindung des vorherrschenden Klerikalismus, die Aufhebung des Junktims zwischen Zölibatsverpflichtung und Weiheamt, die Gleichberechtigung der Frauen einschließlich ihres Zugangs zum Diakonat und zum Priestertum sowie eine kritische Überprüfung der kirchlichen Sexualmoral. Auch wenn keine dieser Forderungen bislang erfüllt wurde, so haben doch die Initiativen der „Kirche von unten“ zu einem tiefgreifenden Bewusstseinswandel der kirchlichen Basis beigetragen, der im gegenwärtigen „Synodalen Weg“ seinen Ausdruck findet. Doch erste vatikanische Warnungen lassen darauf schließen, dass die weit reichenden Reformwünsche unerfüllt bleiben. Immerhin können in diesem Fall die deutschen Bischöfe für sich in Anspruch nehmen, alles in ihrer Macht Stehende getan zu haben, damit sie verwirklicht werden, was im Falle eines Scheiterns des „Synodalen Weges“ die Einheit der Bischöfe mit der reformwilligen Basis vor einer Spaltung bewahren und die krisenhafte Situation stabilisieren könnte.

Keine Nachahmung in Polen

Ein vergleichbares Aufbegehren der kirchlichen Basis fand in Polen nicht statt. Als sich dort in den letzten Jahren die Aufdeckung klerikaler Missbrauchsfälle häufte,

kamen Anstöße zu ihrer Aufarbeitung und Hinweise auf erforderliche Reformen von außerhalb der Kirche. So durch den Kinofilm „Kler“ (Klerus), der eindrucksvoll den verbreiteten Klerikalismus als Ursache jeglichen kirchlichen Machtmissbrauchs belegt, sowie durch zwei Dokumentarfilme als erschütterndes Plädoyer für die Opfer sowie als Anklage der allgemein praktizierten Vertuschung solcher von Priestern begangener Verbrechen, die es unmöglich macht, die Täter entsprechend zu bestrafen und den Opfern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nur vereinzelt gab es Stimmen von Priestern und Laien, die neben einer Aufarbeitung der Missbrauchsfälle nach ihrer systembedingten Ermöglichung fragten und die Quelle allen Übels im Klerikalismus sahen, dessen Überwindung sie eindringlich forderten. Doch zu einer Koordinierung dieser wenigen innerkirchlichen Interventionen kam es vorerst nicht, geschweige denn zu einer der „Kirche von unten“ ähnlichen Bewegung.

An der Schwelle einer neuen Zeit!

Eine erste koordinierte Aktion ist der von 27 Geistlichen unterzeichnete Appell vom November 2020. Die teils sehr prominenten Welt- und Ordenspriester legen Wert darauf, als Sprecher der kirchlichen Basis wahrgenommen zu werden, weil sie „täglich unter normalen Menschen arbeiten, unter Alten und Kindern, unter Studenten, Wissenschaftlern, Künstlern, Ärzten, Kranken.“ Der Appell fand zahlreiche weitere Unterstützer, darunter auch solche, die aus Angst vor Sanktionen ihrer kirchlichen Vorgesetzten nicht bereit waren, ihn namentlich zu unterzeichnen.

Der Appell nimmt einleitend Bezug auf die Massenproteste, zumal von Frauen, die im Herbst 2019 mit „Wut und Auflehnung“ auf die einem totalen Abtreibungsverbot gleichkommende Entscheidung des Verfassungsgerichts reagierten. Anders als die Bischöfe, die diese sich auch gegen die Kirche richtenden Proteste in der Regel scharf als kirchenfeindlich verurteilten, zeigen die Initiatoren und Unterzeichner des Appells Verständnis, und das im Bewusstsein, „an der Schwelle einer neuen Zeit“ zu stehen. Auf der Suche nach einem gemeinsamen Nenner, der eine solche „Wut und Auflehnung“

rechtfertigen könnte, benennen sie einige Aspekte, die sie mit einem klaren „NEIN“ versehen: die unter der gegenwärtigen Regierung deutliche Praxis, „sich der Religion zu politischen Zwecken zu bedienen“; die mit der Entscheidung des Verfassungsgerichts verbundene Auffassung, Rechtsbeschlüsse „könnten einen dauerhaften Wandel der Sensibilität der Gewissen herbeiführen“, was wegen der massiven Auflehnung gegen die weitgehende Verstaatlichung des Gerichtswesens in der Tat höchst unwahrscheinlich ist; die in der stark klerikaliserten polnischen Kirche herrschende „Ungleichheit zwischen Männern und Frauen“, ohne dass die Unterzeichner daraus konkrete Konsequenzen wie etwa die Forderung nach dem Zugang von Frauen zu den Weiheämtern ziehen würden; schließlich die „Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung“, wie sie in Zusammenhang mit dem von der Kaczyński-Partei und ihrer Regierung geführten Kampf gegen LGBT in der Gesellschaft präsent und auch „in Aussagen kirchlicher Vertreter“ zu finden ist.

Ein deutliches JA erteilen sie sodann „wichtigen Herausforderungen unserer Zeit“. Im Einzelnen listen sie auf: einen „solidarischen Schutz der Schwachen, Behinderten, Einsamen“; entgegen der verbreiteten Haltung, in Kritikern innkirchlicher Missstände „Feinde“ zu sehen, den „Andersdenkenden mit Offenheit“ zu begegnen und mit ihnen in „Dialog“ zu treten; „Flüchtlingen Schutz zu gewähren“ und nicht vor ihnen die Grenzen zu verschließen; angesichts der zahlreichen klerikalen Missbrauchsfälle „diese „schwierige Vergangenheit von Geistlichen, die ihnen anvertraute Kinder und Jugendliche missbrauchten“, endlich eindeutig und rückhaltlos aufzuarbeiten; schließlich durch „die Schaffung eines Raums des Vertrauens und der Hoffnung“ sich der „Verlorenen und Suchenden“ anzunehmen.

Die Unterzeichner beenden ihren Appell mit einer nochmaligen Betonung der Notwendigkeit des Dialogs, der sowohl aufgrund der „polnischen Revolution der Solidarność“ als auch insgesamt in Europa „die wichtigsten sozialen Veränderungen“ ermöglicht habe; zu einem diesem Ziel dienenden Dialog laden sie ein.

Der Kongress von Katholikinnen und Katholiken

Nicht dass sich die Menschen von der Kirche abwenden, sondern dass sich die Kirche von ihnen abgewendet hat, ist das größte Problem.

Es ist nicht bekannt, ob überhaupt jemand der Einladung dieses Appells zum Dialog gefolgt ist. Da seine Unterzeichner ausdrücklich betonen, „keine formale Struktur schaffen“ zu wollen, fehlt auch die für einen Dialog erforderliche Plattform. Die gibt es nun, nachdem sich auf die Initiative einiger Priester und Laien Ende 2020, sehr gendergerecht formuliert, der „Kongress von Katholikinnen und Katholiken“ formierte.

Den Anstoß dazu gab eine aufschlussreiche Begebenheit. Professor Fryderyk Zoll, ein Rechtswissenschaftler, der neben seiner Warschauer Professur auch an der Universität Osnabrück lehrt, besuchte den Sonntagsgottesdienst in der dortigen Kathedrale. Zu seiner Verwunderung hielt, übrigens mit Zustimmung des Bischofs, eine Frau die Predigt. Bedenkt man, dass in Polen ein Kirchenbesucher unter den Ministranten kaum einen Mädchenkopf entdecken dürfte und es, trotz päpstlicher Erlaubnis, dort keine Frauen gibt, die als Lektorinnen oder Kommunionhelferinnen ihren Altardienst versehen, dann erst gewinnt man eine Vorstellung davon, wie die Osnabrücker Szene auf den polnischen Professor gewirkt haben mag. Jedenfalls war er so beeindruckt, dass er, nach Hause zurückgekehrt, einen Artikel mit der Frage veröffentlichte, warum in Polen die offensichtliche Ungerechtigkeit eines gänzlichen Ausschlusses der Frauen vom Altardienst widerspruchslos hingenommen wird. Das Ausmaß der Reaktion auf seinen Artikel war gewaltig und führte zur Bildung des Kongresses, in dem neben den Unterzeichnern und Unterstützern des Appells auch Mitglieder der Clubs vertreten sind, der sich aus Lesern des „Tygodnik Powszechny“ im In- und Ausland zusammensetzt.

Der Kongress versteht sich als Initiative von Personen, „die gemeinsam positive Antworten auf die Frage nach der Zukunft der römisch-katholischen Kirche in Polen, in Europa und in der Welt suchen. Er ist

eine Form des Gedankenaustausches sowie eine Plattform gemeinsamen Handelns zugunsten von Reformen, deren die Kirche in der sich wandelnden Wirklichkeit bedarf.“

Im Programm des Kongresses ist das besondere Augenmerk auf die Dominanz der von Geistlichen in der Kirche ausgeübten Macht gerichtet, zumal auf die Macht, die die Hierarchie über Millionen gläubiger Frauen und Männer ausübt, die aufgrund ihres allgemeinen Priestertums eigentlich zur Mitentscheidung über die Gegenwart und Zukunft der Kirche berufen sind.

Der Kongress ist offen für jeden, „der die Freiheit anderer respektiert und dazu steht, dass das Liebesgebot ausnahmslos alle Menschen umfasst.“ Auch nur lose mit der Kirche verbundene Personen, denen es aber um das Wohl der Kirche geht, sind zur Mitarbeit eingeladen. Die Initiatoren betonen zudem, im Kern gehe es ihnen um einen offenen Dialog zur Überwindung der gegenwärtigen innerkirchlichen, durch Vorschriften, Interventionen und Emotionen bedingten Spaltung.

Der Dialog bestimmt auch die innere, demokratische Verfasstheit des Kongresses. Alle wichtigen Entscheidungen werden entsprechend der Gewichtung der Argumente und nach ausgiebiger Diskussion möglichst einvernehmlich, beziehungsweise mehrheitlich, getroffen. Durch eine entsprechende Auswahl der Mitglieder soll der Kongress über ein breites Spektrum an beruflicher Kompetenz verfügen. Für die Gremien gilt eine paritätische Besetzung durch Männer und Frauen. Der Kongress soll zudem verdeutlichen, dass die Laien, die 98% der Kirche ausmachen, ihre eigentliche Kraft sind. Sie sollen daher auch im Kongress gegenüber den Priestern und Ordensleuten ein Übergewicht besitzen.

Operieren will der Kongress unter Wahrung seiner Unabhängigkeit innerhalb der bestehenden kirchlichen Strukturen, also auf Diözesan- und Pfarrebene. Die Bischöfe wurden über seine Gründung informiert und zur Mitarbeit eingeladen, allerdings ohne Vorrechte auf der Grundlage der Gleichberechtigung.

Vorgesehen ist die Bildung von breit gefächerten Arbeitskreisen. Die Liste umfasst im Einzelnen: Jugendpastoral; Transpa-

renz in der Kirche; Frauen in der Kirche: eheliche Partnerschaft; Sorge um das Gemeinwohl; Bewahrung der Schöpfung; Machtausübung in der Kirche; neue Modelle katholischer Bildung; Verhältnis von Priestern und Laien; Beziehung zwischen Staat und Kirche. Allein diese Aufzählung zeigt, welche ein Reformbedarf aus Sicht des Kongresses in der polnischen Kirche besteht.

Man hatte erwartet, dass die Bischofskonferenz auf ihrer Sitzung am 11. März 2021 zur Gründung des Kongresses Stellung beziehen würde. Dies war nicht der Fall. Er wurde mit keinem Wort erwähnt. Sie beließ es bei einer allgemein gehaltenen Erklärung: „Die Bischöfe schätzen die verschiedenen Initiativen von Priestern und Laien, deren wahres Ziel eine Erneuerung der Kirche ist. [...] Wir erinnern daran, dass nur jene Initiativen von Priestern und Laien, die in Einheit mit den Hirten ergriffen werden, zum Wohl der Kirche beitragen.“ Das klingt eher nach einer Warnung als nach einer Ermutigung. Dabei wurden seitens des Kongresses die Bischöfe ausdrücklich zur Mitarbeit eingeladen. Es sei wünschenswert, wenn in jedem Arbeitskreis wenigstens ein Bischof vertreten wäre. Entsprechende Gespräche wurden bereits mit einigen Bischöfen geführt. Doch bislang hat sich nur der Warschauer Weihbischof Piotr Jarecki zur Mitarbeit bereit erklärt.

Im Folgenden sollen zwei Reformaspekte, die für den Kongress von grundsätzlicher Bedeutung sind, näher betrachtet werden: das Staat-Kirche-Verhältnis sowie die Stellung der Laien in der Kirche.

Verlust an Autonomie durch übergroße Staatsnähe

Das Verhältnis von Staat und Kirche regelt der Artikel 25 der polnischen Verfassung. Danach sind „Kirchen und andere Glaubensgemeinschaften gleichberechtigt“. (1) In „Fragen religiöser Überzeugungen“ wahren die staatlichen Institutionen „Neutralität“ und „garantieren im öffentlichen Leben die Religionsfreiheit“. (2) Das wechselseitige Verhältnis von Staat und Kirche gestaltet sich gemäß der „Wertschätzung ihrer Autonomie“ und der „Zusammenarbeit im Interesse des Gemeinwohls“. (3)

Doch die Wirklichkeit sieht gänzlich anders aus. Es gibt vielmehr, zumal unter der jetzigen Regierung der Vereinigten Rechten, eine enge Verflechtung von Staat und Kirche auf allen Ebenen bis hinunter zu den Stadt- und Dorfgemeinden. Der Dominikaner Maciej Biskup spricht davon, man habe es mit „gewissen Elementen eines Bekenntnisstaates zu tun.“¹ Noch deutlicher wird Zbigniew Nosowski, der Chefredakteur der Warschauer katholischen Monatszeitschrift „Więź“, der den Vergleich mit einem „Konkubinats“ nicht scheut und fragt, wann wohl die Bischöfe den durch das II. Vatikanum vorgezeichneten Weg beschreiten und dieses „Konkubinats“ auflösen werden.² Doch solange die meisten Bischöfe und Priester, Ordensbrüder und Ordensschwestern mit der Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) sympathisieren und sich für sie als nützliche Wahlhelfer erweisen, wird eine solche Zäsur kaum zu erwarten sein.

Während die Vereinigte Rechte bestrebt ist, die Kirche für ihre politischen Ziele auszunutzen, profitiert die Kirche finanziell, allen voran P. Tadeusz Rydzik mit seinem Medienimperium. Ihrerseits ist die Kirche, wie die jüngste radikale Verschärfung des Abtreibungsverbots zeigt, bestrebt, die staatlichen Institutionen für ihre Moralvorstellungen in Dienst zu nehmen. Dabei negiert sie den demokratisch-pluralistischen Charakter der Gesellschaft und geht von der Fiktion aus, dass es sich bei den Polen um eine katholische Nation handelt, für die katholische Moralvorstellungen gelten. Dabei übersehen die Bischöfe, dass das göttliche Recht, so wie sie es verstehen, nicht auf direktem Weg in weltliche Gesetze übertragbar ist, ganz abgesehen davon, dass sich Moralansprüche zu allererst an das Gewissen der Menschen richten und ihre Durchsetzung mit Hilfe des Strafrechts einem Gewissenszwang gleichkommt.

Verstärkter Autoritarismus

Eine Konsequenz der polnischen Symbiose von Staat und Kirche ist ein verstärkter klerikaler Autoritarismus. Er findet sich

¹ Maciej Biskup, Szafarze władzy (Machtverwalter), Tygodnik Powszechny v. 21.02.2021, S. 26.

² Wiesław Dawidowski, Kot Eliota (Eliots Katze), „Tygodnik Powszechny“ v. 14.02.2021, S. 33.

bei den Bischöfen, die sich als moralische Autoritäten verstehen, deren Pflicht es sei, das soziale Leben nach kirchlichen Maßstäben zu regeln. Und wer, wie die Vorgängerregierung der Vereinigten Rechten, eine Politik verfolgt, die ihnen nicht passt, der wird mit Verurteilungen bedacht. So drohte z. B. Erzbischof Henryk Hoser 2010 katholischen Abgeordneten, die sich für eine gesetzliche Regelung der Befruchtungsmethode „in vitro“ aussprachen, mit der Exkommunikation. Und als der damalige Staatspräsident Bronisław Komorowski, ein praktizierender Katholik, ein entsprechendes Gesetz unterzeichnet hatte, sah der Kirchenrechtler Góralski damit den Tatbestand einer schweren, öffentlich begangenen Sünde erfüllt, die Priester dazu berechtigt, ihn vom Kommunionempfang auszuschließen. Wo sich indessen die Kirche im Einklang mit dem Staat weiß, mangelt es nicht an positiven Äußerungen, wie dies 2020 der Fall war, als Erzbischof Stanisław Gądecki, der Vorsitzende der Bischofskonferenz, ausdrücklich dem Verfassungsgericht für die radikale Verschärfung des Abtreibungsverbots dankte.

Dieser Autoritarismus bleibt nicht auf die Bischöfe beschränkt. Er zeigt sich auch auf der unteren Ebene der Pfarreien. Dazu ein Passus aus dem Leserbrief einer Pfarrangehörigen: „Wenn Minister Zieliński (PiS) die Pfarrei mit seiner Anwesenheit bei der Messe beehrt, dann spricht der Pfarrer vom Ambo so flammend, dass der Minister Beifall klatscht. Als die neue Chefin einer öffentlichen Institution des ‚guten Wandels‘ bei ihrem Amtsantritt beschließt, noch mehr Kreuze im Amt anzubringen, und dafür eine Messe bestellt, dann hören die Mitarbeiter, die sich aus Angst massenweise einfinden, von einem Polen, ‚das endlich zu Christus kommt.‘ [...] Im Beichtstuhl befragt ein Priester die Beichtenden, welchen Fernsehsender sie einschalten und welche Zeitungen sie kaufen. Er verhängt für das unabhängige Fernsehen und die Gazeta Wyborcza eine Buße und erteilt eine ernste Mahnung im Falle des Tygodnik Powszechny.“ Für eine „Auseinandersetzung mit den Kräften des Bündnisses von Kirche und Staat“ gäbe es auf der Ebene der Pfarrei „keinerlei Chance“.³

Dieser klerikale Autoritarismus bedeutet den Verlust der von der Verfassung geforderten Autonomie. Indem Polens Kirche, wenn auch nur partiell, teil hat an der rechtskonservativen Macht, wird sie selbst Teil des herrschenden Systems und zum Ziel der gegen dieses System agierenden oppositionellen Kräfte. Sie ist damit zugleich mitverantwortlich für durch die jetzige politische Konstellation bedingte tiefe Spaltung der Gesellschaft, zu deren Überwindung die Bischöfe im Übrigen in ihren Verlautbarungen paradoxerweise immer wieder aufrufen. Erst aufgrund der Befreiung der Kirche aus dem „Konkubinats“ wird sie zu wahrer Autonomie gelangen können. Doch dazu ist ein politischer Machtwechsel erforderlich, der es ermöglicht, ein strikt an die Vorgaben der Verfassung orientiertes Staat-Kirche-Verhältnis zu verwirklichen. Ob es dazu kommt, werden in gut zwei Jahren die Parlamentswahlen zeigen.

Die Stellung der Laien in der polnischen Kirche

In einem Brief Danziger Katholiken an Papst Franziskus heißt es: „Heiliger Vater! Wecke auf unsere Kirche! Wir flehen Dich an! Blicke mit Sorge auf die Kirche in Polen, wo Bischöfe die Fälle von Pädophilie vertuschen, wo eine blinde und taube Loyalität der Institution gegenüber wichtiger ist als das Wohl der Opfer, und der Episkopat sowie der Apostolische Nuntius so tun, als würden sie dies nicht wissen.“ Mit dieser Intervention wollten die Danziger Laien die Abberufung ihres Erzbischofs Sławoj Leszek Głódź erreichen. Sie blieb ergebnislos. Rom wartete den nahe bevorstehenden Tag ab, an dem Erzbischof Głódź altersbedingt sein Rücktrittsgesuch einreichen musste, das von Papst Franziskus angenommen wurde. Ein halbes Jahr später fällte er ein relativ mildes Urteil, das Erzbischof Głódź u. a. untersagt, seinen Wohnsitz in der Danziger Erzdiözese zu nehmen.

Unabhängig vom Ausgang dieser Laieninitiative stellt sich die grundsätzliche Frage nach der Stellung der Laien in der Kirche. Ist die Vorstellung einer hierarchischen, zweigeteilten Kirche noch stimmig, in der Bischöfe und Priester die Lehrenden, die Laien die Hörenden und Gehorchenden sind? Steht den Laien nicht vielmehr auf-

³ Barbara, Tygodnik Powszechny v. 27.08.2017.

grund ihres allgemeinen Priestertums eine Mitentscheidung einschließende Mitverantwortung für die Kirche insgesamt zu? Dürfen sie daher auch die Abberufung eines Bischofs fordern?

Dieser Frage geht Piotr Sikora, Redaktionsmitglied des „Tygodnik Powszechny“, nach.⁴ Er beruft sich zunächst auf die Kirchenkonstitution „Lumen gentium“, die ein hehres Bild von der Würde der Bischöfe zeichnet. Von ihnen heißt es, sie würden „in hervorragender und sichtbarer Weise die Aufgabe Christi selbst, des Lehrers, Hirten und Priesters innehaben und in seiner Person handeln.“ (Art 21) Die Aussage impliziert ein Höchstmaß an Identifikation mit Christus selbst, was zu einem Amtsverständnis führen kann, wodurch sich ein Bischof gegenüber jeglicher Kritik unanfechtbar macht, abgesehen davon, dass mit solch überhöhter Würde eine kaum tragbare Bürde verbunden ist.

Damit scheint sich jede Kritik aus Laienmund zu verbieten. Doch was ist, wenn ein Bischof vor dem Anspruch seines Amtes versagt? Wenn er auf eklatante Weise gegen seine Bischofswürde verstößt? Sikora verweist darauf, dass der Codex Iuris Canonici die Bestimmung enthält, dass Gläubige angesichts eines ernsthaften Versagens eines Bischofs dessen Demission fordern dürfen (Can 401). Entsprechend beschließt er seine Überlegungen mit folgender Feststellung: „Ein kritischer Blick auf die kirchliche Wirklichkeit legt somit nahe, dass Appelle von Laien, die eine Demission von Bischöfen fordern, in der gegenwärtigen Ordnung der institutionellen Kirche im höchsten Maße berechtigt sind. Möglich und notwendig ist eine Diskussion zu solchen Veränderungen dieser Ordnung, die einem breiten Kreis von Gläubigen die Teilhabe an Entscheidungsprozessen, auch in Personalfragen, ermöglichen würde.“⁵ In einem gänzlich anderen Zusammenhang fordert der Jesuit und Psychotherapeut Jacek Prusak ein kirchliches Mitsprache- und Mitentscheidungsrecht der Laien. Ausgangspunkt ist „der längste Prozess der Kirche“, ein Dokumentarfilm, der im unabhängigen Fernsehen TVN 24 gesendet wurde. Er hat den

sexuellen Missbrauch durch einen prominenten, als Manager geschätzten Danziger Priesters zum Thema. Angefangen von ersten Beweisaufnahmen in den 1990er Jahren und dem Beginn des kanonischen Prozesses im Jahr 2004 dauerte es bis in den Februar 2021, ehe das Danziger Geistliche Gericht ein Urteil fällte, das allerdings nicht veröffentlicht wurde, weil der beschuldigte Priester kurz zuvor verstorben war.

Der Fall wirft viele Fragen auf, auch die, wohin es führt, wenn Bischöfe uneingeschränkt über eine von niemandem kontrollierte Macht verfügen und damit einen kanonischen Prozess nach Belieben verschleppen können. Der Vorgang rief in der Gesellschaft und im Kirchenvolk Erbitterung hervor, für die Prusak Verständnis zeigt: „Diese Empörung ist nicht nur verständlich – sie ist logisch, und sie ist ein Zeichen der gesunden Einstellung der Opfer wie ihrer Sachwalter. [...] Sie muss aber genutzt werden, um Instrumente und Verhältnisse zu schaffen, die die Opfer schützen und die Täter zwingen, die Verantwortung für ihre Verbrechen zu übernehmen.“ Doch damit dies geschehen kann, darf das Wohl der Kirche „nicht in die Hände eines demoralisierten Klerus gegeben werden. Mit einem Wort: Wir fordern im Umgang mit der Pädophilie in der Kirche eine große Beteiligung von Laien.“ Konkret bedeutet dies u. a. „die Schaffung von Gremien, in denen Laien und Geistliche mit gleichen Rechten vertreten sind.“⁶

Auf einen weiteren Aspekt verweist der Dominikaner Dawidowski. Er sieht einen Grund für die gegenwärtige kirchliche Krise in Polen darin, dass Bischöfen und Priestern die Fähigkeit verloren ging, auf das zu hören, was Laien ihnen zu sagen haben – wobei die Frage erlaubt sein muss, ob sie jemals im Besitz dieser Fähigkeit waren. Jedenfalls zeigt sich dieser Mangel in den unterschiedlichsten pastoralen Bereichen, so in einer weltfremden Sprache in Predigt und Katechese sowie in Dokumenten der Bischofskonferenz zu bioethischen und anderen Fragen, deren Beantwortung auch Kenntnisse weltlicher Wissenschaften erfordert.

⁴ Usilnie prosimy: odejdz (Mit Nachdruck bitten wir: Geh), Tygodnik Powszechny v. =7.03.2021 S. 36f.

⁵ Ebd. S. 37.

⁶ Jacek Prusak, Zabójcza protekcja (Tödliche Protektion), Tygodnik Powszechny v. 21. 02. 2021, S. 57.

Dawidowski glaubt, dass eine Plenarkonferenz hier Abhilfe schaffen könnte, weil dann die Bischöfe genötigt wären, auf die Stimmen vieler Laien zu hören. Doch wer das kirchenrechtliche Reglement für derlei Plenarkonferenzen kennt, der weiß, dass Laien auf ihnen nur sehr beschränkte Rechte besitzen und daher Mühe haben, sich wirksam Gehör zu verschaffen. Zu leicht endet für sie ein solches Experiment mit einer erneuten Frustration.

Vielleicht bietet der „Kongress von Katholikinnen und Katholiken“ aufgrund seiner Zusammensetzung und Unabhängigkeit eine bessere Chance, gehört zu werden, auch wenn nicht zu erwarten ist, dass das, was in den Arbeitskreisen diskutiert und dokumentiert wird, ohne weiteres die Zustimmung der Bischöfe finden wird. Ähnlich wie durch die westliche „Kirche von unten“ könnte auch der Kongress in Polen einen breiteren Mentalitätswandel herbeiführen als unabdingbare Voraussetzung für notwendige, wenngleich im Vergleich zu westlichen Kirchen weit bescheideneren Reformen.

Markus Groß

Der Buddha – eine historische Gestalt?

Im Jahre 1999 wurde im ZDF eine Serie von Dokumentarfilmen mit dem allgemeinen Titel „Die großen Erlöser“ gezeigt, deren erster Teil dem Buddha gewidmet war: „Buddha – der Weg zur Erleuchtung“. Kurz darauf folgten ähnliche Filme zu Jesus und Mohammed. Die visuell äußerst ansprechend gemachte Serie war inhaltlich jedoch wenig mehr als eine Reihe von Nacherzählungen der Traditionen der jeweiligen Religionsgemeinschaften, so begann der Teil zum Buddha wie folgt: „Im fernen Indien, lange bevor Jesus Christus auf der Welt erschien, macht sich ein Mann auf den Weg in eins der größten Abenteuer der Mensch-

heit. Noch heute wird er als der Erleuchtete verehrt.“

Bei diesem Anfang darf man natürlich keine unvoreingenommene historisch-kritische Analyse erwarten. Nicht viel anders sieht es bei späteren Projekten zu Religionsstiftern aus, etwa der Serie von UsefulCharts¹, einer Website des Religionswissenschaftlers Matt Baker, der neben vielen nicht-religionshistorischen Themen auch folgende i.a. rund halbstündigen Videos produziert hat: „Who Wrote the Bible, Ep. 1 – the Torah“, „Did Moses Exist? - Applying the Historical Method“, „Prophet Muhammad Family Tree“, „Which Bible Characters are historical“ und schließlich „Buddha's Family Tree + Did Buddha Exist?“, letzteres hochgeladen am 30.04.2021. Auch „Gegenvideos“ dazu sind mittlerweile im Netz zu finden, so auf der Seite #projecthistoricity², wo ein Video „Did Moses Exist – Debunking (= Widerlegung von) Useful Charts Video“ zu finden ist. Hier finden wir allerdings auch ein Video „Did Jesus Exist“ (von „Let's talk Religion“) sowie „Did Muhammad Exist“ (von „Al Muqaddimah“). Letzteres scheint in Zusammenarbeit mit UsefulCharts entstanden zu sein. Man kann die besprochenen Videos, die alle annähernd die Qualität von Dokumentarfilmen besitzen, also als Diskussionsbeiträge in einer lebhaft geführten öffentlichen Debatte betrachten. Was in fast allen diesen Videos und im Gegensatz zu der oben erwähnten Reihe des ZDF auffällt, ist das Bemühen um den schwierigen Spagat zwischen Respekt vor den Gläubigen der jeweiligen Religion und wissenschaftlicher Integrität. So werden Zweifel an der Historizität der behandelten (angeblichen) Religionsstifter immer vorsichtig formuliert, eine Vorsicht, die aber möglicherweise in einigen Fällen auch Vorrang vor der geforderten Wissenschaftlichkeit hatte.

Zu der Historizität Jesu und Muhammads sind in früheren IMPRIMATUR-Heften gleich mehrere Artikel erschienen, für den angeblichen Religionsstifter der Weltreligion Buddhismus soll dies mit dem vorliegenden Beitrag nachgeholt werden, wobei hier die historisch-kritische Methode rigo-

¹ Auf Youtube sind die wichtigsten Videos hier aufgelistet: <https://www.youtube.com/c/UsefulCharts/videos>

² <https://www.youtube.com/hashtag/projecthistoricity>
imprimatur, Heft 2, 2021

ros angewendet werden wird, d.h. der Buddha und seine Historizität sollen nach genau denselben Kriterien beurteilt werden wie die eines weltlichen Herrschers seiner Zeit.

Hierbei ist jedoch ein Punkt zu erwähnen, der die Betrachtung des Buddha prinzipiell von der Jesu Christi und des Propheten des Islam unterscheidet: In allen Spielarten des heutigen Buddhismus spielt der historische Buddha eine eher untergeordnete Rolle. So gibt es in Asien, vor allem im Bereich des Theravada-Buddhismus (oft unexakt Hinayana-Buddhismus³ genannt) rund 3000 Fußabdrücke des Buddha⁴ zu besichtigen, einige davon mehrere Meter lang. Auch gläubige Buddhisten in diesen Ländern halten diese Reliquien i.a. nicht für historisch. Zudem wird auch oft von gebildeten Vertretern in diesen Ländern darauf verwiesen, dass der Buddha nach seiner Erleuchtung nicht mehr Teil dieser Welt sei und nicht er, sondern die Lehre (das Dharma) den Kern der Religion darstelle.

Im Mahayana dagegen haben einerseits „kosmische Buddhas“ wie *Avalokiteśvara* (chinesisch *Guanyin*) und *Amitabha*, der gläubigen Buddhisten sozusagen als Zwischenstufe zum Nirvana die Wiedergeburt in einem „Reinen Land“ (sanskrit Sukhavati) ermöglicht, mittlerweile den historischen Buddha als Objekte der Verehrung in den Hintergrund gedrängt. Im verwandten tibetischen Lamaismus („Vajrayana“ = Diamant-Fahrzeug) kommen dabei noch die lebenden Bodhisattvas⁵, wie der allseits umtriebige Dalai Lama oder der Pantschen Lama, hinzu.

So ist es auch nicht verwunderlich, dass sich westliche Forscher schon in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts nicht

³ „Hinayana“ („schlechtes Fahrzeug“) war ein abschätziger Ausdruck der Anhänger des Mahayana („großes Fahrzeug“), weil ihrer Meinung nach nur sehr wenige Menschen durch diese Lehre zur Erlösung gelangen konnten. Mehrere Unter-Varianten gehörten dazu, u.a. die der Sarvastivadins und die der Anhänger des Theravada, der einzigen „Hinayana“-Gruppe, die bis heute überlebt hat.

⁴ Siehe dazu die Wikipedia-Seite „Buddhas Fußabdruck“, https://de.wikipedia.org/wiki/Buddhas_Fu%C3%9Fabdruck

⁵ Jemand, der kurz vor der Buddhaschaft steht und sich nur aus Mitleid mit der Welt freiwillig dazu entschließt solange wiedergeboren zu werden und die Menschen auf dem Wege ins Nirwana zu führen, bis alle erlöst sind.

scheuten, die Historizität der Biographie des Buddha zumindest leicht anzuzweifeln⁶.

Wie sieht nun aber die Beleglage zum historischen Buddha im Detail aus?

Wie bei den anderen Stiftern von Weltreligionen besitzen wir im Falle des Buddha ebenfalls nichts Zeitgenössisches, dafür aber eine riesige spätere kanonische und außerkanonische Literatur, in der eine Unmenge an Details über das Leben des Buddha zu finden sind. Historisch ist das meiste jedoch kaum verwertbar, nicht nur wegen der späten Überlieferung, sondern auch wegen fehlender Datumsangaben. Rudimentäre Datierungen, die man zur Not zur zeitlichen Verortung verwenden könnte, finden sich nur in zwei Werken aus dem 4. bzw. 6. Jh. n. Chr., in den also erst rund 800-1000 Jahre nach dem angeblichen Tode des Buddha kompilierten Ceylonchroniken *Dīpavaṃsa* und *Mahāvāṃsa*. Die buddhistische Traditionsliteratur besteht im übrigen aus verschiedenen sehr umfangreichen Sammlungen, die älteste wahrscheinlich der Pāli-Kanon des Theravada-Buddhismus, der in der thailändischen Edition rund 45 Bände umfasst und unter dem ceylonesischen König Vattagāmaṇi Abhaya (89 bis 77 v. Chr.), also mehrere Jahrhunderte nach der angeblichen Lebenszeit des Buddha und auch Hunderte von Kilometern entfernt von seinem angeblichen Wirkungsort, schriftlich niedergelegt wurde. Der wahrscheinlich ebenfalls alte Kanon in Sanskrit (ab dem 1. Jh. v. Chr.) ist nur bruchstückhaft überliefert, es existieren jedoch umfangreiche Übersetzungen ins Tibetische und Chinesische, die allerdings erst erheblich später anzusetzen sind. Eine auf Sanskrit vollständig erhaltene mahayanistische Buddha-Biographie ist das *Lalitavistara*, das aus dem 2. oder 3. nachchristlichen Jahrhundert stammt.

Wohl nicht sehr überraschend wird auch hier immer wieder auf die große Bedeutung der mündlichen Überlieferung verwiesen,

⁶ So etwa Edward J. Thomas, *The History of Buddhist Thought*, 1st ed. London 1951, 2nd ed. 1959, reprint 2002, Dover Publications, Mineola (N.Y.). Bereits auf S. 1 schreibt er: „The popular story of Buddha’s life, as known to the West, is merely the modern version of one of these traditions, and it has been made plausible only by ignoring the other accounts and omitting all the marvels.“

eine Aussage, die jeder Jurist, der größere Erfahrung mit Zeugenaussagen und jeder, der als Kind „stille Post“ gespielt hat, nur mit großer Skepsis aufnehmen wird, zumal es sich nicht um Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte handelt.

Die ältesten schriftlichen Zeugnisse nicht nur des Buddhismus, sondern indischer Sprachen allgemein sind die sogenannten *Asoka-Edikte*⁷. Es handelt sich dabei um 33 Inschriften des Maurya-Herrschers Asoka, die an Säulen und Felswänden angebracht wurden und im ganzen Reich verteilt bis nach Afghanistan zu finden sind. In den jeweils aus dem altindischen Sanskrit abgeleiteten lokalen Dialekten sowie (in Afghanistan) auf Griechisch und Aramäisch berichten sie von seinen Taten, Überzeugungen und Wünschen. So erfahren wir, dass er sich schon früh zum Buddhismus bekehrt habe, nachdem er in einem brutalen Krieg das Reich Kalinga zerstört hatte. Besonders interessant ist das dreizehnte Felsenedikt, das seine Reue schildert. Wichtige Teile der buddhistischen Lehre, die vom Umfang her sehr wohl auf eine Säule gepasst hätten, etwa die *Vier Edlen Wahrheiten*, sucht man allerdings vergeblich. Der historische Buddha wird nur im besagten 13. Edikt an einigen Stellen kurz erwähnt: „... denn hier wurde der Buddha geboren, der Weise aus dem Geschlecht der Shakya. (bei Bloch S: 157: *buddhe jāte sakyamuni* – car s'est ici qu'est né le Bouddha, le sage Sākya.). Echte Datierungen fehlen auf den Inschriften, es werden aber griechische Herrscher erwähnt, z.B. ein gewisser Antiochos (Aṃtiyako/ -yoko/-yoge nāma yonarājā; Bloch S. 93).

Alle Datierungen der Lebensdaten des Buddha gehen letztendlich auf diese Inschriften zurück, die mit parallelen außerindischen Traditionen verglichen wurden. In seiner Buddha-Biographie schreibt Schumann⁸:

⁷ Zwei Ausgaben der Edikte wurden vollständig durchgesehen: *Les inscriptions d'Asoka*, traduites et commentées par Jules Bloch, Paris 1950, sowie Ulrich Schneider, *Die großen Felsen-Edikte Asokas*, Kritische Ausgabe, Übersetzung und Analyse der Texte, Wiesbaden 1978.

⁸ Hans Wolfgang Schumann, *Der historische Buddha – Leben und Lehre des Gotama*, 4. Aufl. der Neuausgabe, München 1995.

„Die Mehrheit der westlichen Indienhistoriker hält das Jahr 563 v.Chr. als Geburtsjahr des Buddha für das früheste sichere Datum der indischen Geschichte. Wie wird es errechnet? Und wie groß sind die Fehlermöglichkeiten? ... Um das Jahr 303 v.Chr. kam es zwischen dem indischen Kaiser Candragupta Maurya (P: Candagutta Moriya) und dem über Babylonien herrschenden Alexander-Diadochen Seleukos Nikator zu einem territorialen Abkommen und zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen. Durch die Berichte des am Kaiserhof in Paṭaliputta (Patna) akkreditierten hellenischen Gesandten Megasthenes wurde Candragupta (Gr. Sandrokottos) zum Thema für griechische Historiker, und durch sie gelingt es, seine Thronbesteigung auf 321 v. Chr. zu bestimmen. Anhand dieser Jahreszahl lassen sich die Zeitrelationen, die uns in den im 4. bzw. 6. Jh. n. Chr. kompilierten Ceylonchroniken *Dīpa-vamsa* und *Mahāvamsa* mitgeteilt werden, in Daten umsetzen. Den Chroniken zufolge (DV 5,100; Mhv 5,18) regierte Candragupta 24 Jahre (bis 297), sein Sohn und Nachfolger Bindusāra 28 Jahre (bis 269); danach dauerte es weitere 4 Jahre, bis Bindusāras Sohn Asoka seine Brüder ausschaltete und sich selbst die Herrscherweihe geben konnte (DV 6,21; Mhv 5,22). Für dieses Ereignis errechnet sich somit das Jahr 265 v.Chr. Den Sprung zurück auf das Geburtsjahr des Buddha ermöglichen die beiden Chroniken durch die Angabe (Dv 6,1; Mhv 5,21), Asokas Herrscherweihe habe 218 Jahre nach dem Parinibbāna, d.h. dem Tod des Buddha stattgefunden. Dieses Ereignis wird damit auf 483 datierbar. Da der Meister ein Alter von 80 Jahren erreicht hat, ergibt sich als sein Geburtsjahr 563 v.Chr.“

Gestützt sieht Schumann diese Datierung durch die viel spätere chinesische Tradition sowie die ebenfalls späte Tradition der Jaina: „Der angebliche Religionsstifter Jina („Sieger“) oder Mahāvīra („Großer Held“), war ein Zeitgenosse des Buddha, der in den buddhistischen Quellen Nigaṇṭha Nātaputta genannt wird und ein Alter von 72 Jahren erreichte. Europäische Forscher nehmen als Todesjahr Mahāvīras gewöhnlich 476 v.Chr. an, wobei sie sich der Angabe des Jaina-Mönchs Hemacandra (12. Jh. n. Chr.) bedienen, daß die Thronbesteigung des Kaisers Candragupta Maurya (321

v.Chr.) 155 Jahre nach dem Nirvāṇa des Mahāvīra erfolgt sei.“

Das heute in Asien, z.B. in Thailand, gebräuchliche Todesjahr 543 Buddhas, mit dem die dort übliche Zeitrechnung beginnt, sei um rund 60 Jahre verrechnet. Allerdings gibt es in Asien auch andere Datierungen, abgesehen von abweichenden Datierungen anderer westlicher Forscher⁹, die die vorhandenen Daten etwas anders interpretieren.

All dies kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Beleglage hier extrem dünn ist: In den Aśoka-Edikten wird der Buddha nur kurz erwähnt und sie sind allenfalls verwertbar als Beleg für die Historizität des *Herrschers*, nicht aber eines darin erwähnten Religionsstifters, der rund 200 Jahre vorher gelebt haben soll.

Wie sieht es aber nun mit der erwähnten buddhistischen Traditionsliteratur aus? Die bekannte Sammlung solcher Texte von Ernst Waldschmidt „Die Legende vom Leben des Buddha“¹⁰ vermittelt schon bei flüchtiger Lektüre einen Eindruck davon, was von solchen Texten zu halten ist. Nicht umsonst hat er auch von der „Legende“ gesprochen. Praktisch nichts in diesen biographischen Texten ähnelt dem Leben eines Menschen, angefangen von der wunderbaren Zeugung des Buddha, der um Monate verlängerten Schwangerschaft, den sieben Schritten direkt im Anschluss an seine Geburt usw. Auch Elefanten soll er wie ein Hammerwerfer über Stadtmauern geworfen haben.

Es sollte erwähnt werden, dass der renommierte Buddhismusforscher Oskar von Hinüber neben anderen seiner Fachkollegen versucht hat, anhand von Archaismen im Pali-Kanon auf das hohe Alter des Textes zu schließen, als historischer Beleg dürfte

⁹ Siehe hierzu beispielsweise Bechert, Heinz, ed. (1991-1997), *The dating of the historical Buddha* (Symposium), vol. 1-3, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht; digital verfügbar unter https://www.indologie.uni-muenchen.de/dokumente/publ_hartmann/juh_buddha_date.pdf; dazu die Rezension: Cousins, L. S. (1996). Bechert, Heinz (ed.). „The Dating of the Historical Buddha: A Review Article“. *Journal of the Royal Asiatic Society*. 6 (1): 57-63.

¹⁰ Ernst Waldschmidt, *Die Legende vom Leben des Buddha – in Auszügen aus den heiligen Texten*. Aus dem Sanskrit, Pali und Chinesischen übersetzt und eingeführt von Ernst Waldschmidt., Nachdruck der Ausgabe von 1929 Lizenzausgabe 1991.

dies wegen der späten schriftlichen Fixierung der Texte aber kaum anzusehen sein.

Interessant ist ein Abschnitt aus Haussigs Werk zur Geschichte der Seidenstraße¹¹, da hier eine interessante historische Berührung der ebenfalls späten bildlichen Darstellung des Buddha mit der Jesu behandelt wird:

„Man muß bei der Beurteilung dieser Entwicklung einer von Westen beeinflussten buddhistischen Ikonographie davon ausgehen, daß es noch in der Aschokazeit, also in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, keine Darstellung der Person Buddhas gab. Damals bediente man sich verschiedener Symbole, die das fehlende Bild des Religionsstifters ersetzen sollten. Später, außerhalb des eigentlichen Indiens, mußten die Missionare, um den Erfolg ihres Bekehrungswerkes nicht zu gefährden, ein Bild Buddhas und des Bodhisattva für den Zweck ihrer Mission erst schaffen. ...auch im Christentum fehlte ein Bild des Religionsstifters, so daß man sich hier ebenfalls, um den nach einem Bild verlangenden neu bekehrten Schichten gerecht zu werden, als Ersatz einer anderen Darstellung bedienen mußte. Das war sowohl bei einem Teil der Christen als auch bei den Buddhisten, abgesehen von dem Unterschied in der Haartracht, das *Bild des parthischen Königs*. Bei den Christen trägt Jesus das lange Haar auf die Schulter herabhängend, bei den Buddhisten hat es Buddha meist auf dem Kopf zu einem Knoten zusammengebunden.“ (Hervorh. Verf.)

Nach Betrachtung der Sachlage kommen wir zu folgendem Fazit: Die ersten Erwähnungen des Buddha stammen aus einer Zeit mehrere Jahrhunderte nach seinem angeblichen Tod und sind extrem kurz. Auch bildliche Darstellungen waren über Jahrhunderte unbekannt. Dagegen ist die buddhistische Traditionsliteratur erstaunlich ausführlich und enthält eine große Menge wunderbarer Details. Fast alles, was wir etwa im Pali-Kanon über den Buddha erfahren, steht zudem in einem engen Zusammenhang mit seiner Lehre. Es liegt also nahe, an eine „Personalisierung der Lehre“

¹¹ Hans Wilhelm Haussig, *Die Geschichte Zentralasiens und der Seidenstraße in vorislamischer Zeit*, 2., durchgesehene und um einen Nachtrag erweiterte Auflage, Darmstadt 1992, S. 192

in Form einer pseudo-historischen Gestalt zu denken, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass man Episoden aus dem Leben real existierender Personen verwendet hat, aber auch Legenden, Märchen etc. aus der reichen indischen Erzähltradition.

Im Gegensatz zur wohl ebenfalls fiktiven Biographie Muhammads muss hier jedoch angemerkt werden, dass der fiktive – oder sollte man eher sagen der „kerygmatische“ – Buddha eine im Gegensatz zu Muhammad sympathische Figur ist. Viele Episoden untermalen Teile der Lehre in sehr treffender Weise. Wenn Buddha auf seiner Flucht aus dem Palast etwa auf Zehenspitzen zwischen einer Gruppe schlafender Tänzerinnen, durch deren Reize sein Vater ihn an das irdische Leben binden wollte, durch den Raum schleicht, bemerkt er, dass einer von ihnen der Speichel aus dem Mund läuft, andere in unästhetischen Positionen herumliegen und erkennt so die Vergänglichkeit von Jugend und irdischer Schönheit. Man muss kein Buddhist sein, um die literarische Qualität solcher Passagen zu würdigen.

Dies kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es einen Königssohn Gautama Siddharta, genannt der Buddha, als historische Person wohl nicht gab.

Robert M. Kerr

Eine Grundlage für eine gesellschaftliche Islamdebatte

Zu R. Ghadban, Allahs mutige Kritiker. Die unterdrückte Wahrheit über den Islam, Herder, Freiburg i. B., 2021, 319 Seiten.

Der öffentliche Diskurs in Deutschland scheint inzwischen einigermaßen abgeklungen zu sein. Der Islam scheint in

Deutschland angekommen zu sein und hat in der Öffentlichkeit seinen Platz neben den anderen „Religionen Abrahams“ (um einen fragwürdigen Neologismus zu verwenden) eingenommen. In den Augen der Gutenmenschen ist der Islam eine Religion wie jede andere und gilt als Privatsache, obwohl er sich in Sachen Kopftuch, Speiseangebote in öffentlichen Einrichtungen, Sportunterricht für Mädchen, Bademodeauswahl usw. auch öffentlich betätigt. Nach terroristischen Anschlägen bekunden mediengeile Experten wiederholt „der Täter wurde schnell radikalisiert, verstand den Islam also gar nicht“, „Fundamentalismus bzw. Terrorismus tötet, nicht die Religion“ – als ob Terrorismus und Fundamentalismus selbständige Ideologien wären –, bzw. inhärenter gesellschaftlicher Rassismus war die Ursache für die Tat, der Täter ist also kein Täter und besitzt keinerlei Eigenverantwortlichkeit.

Kritik wird meistens in die rechte Ecke weggedrängt und als ‚rassistisch‘ bezeichnet. Islamkritik wird häufig als „Rassismus unter dem Deckmantel der Religionskritik“ bezeichnet bzw. der Vorwurf erhoben, „Islamkritik klingt besser als Islamfeindlichkeit“. Das angelsächsische Lehnwort „Islamophobie“ ist eigentlich das islamische Gegenstück zum historisch beladenen Begriff „Antisemitismus“. Hierbei wird vergessen, dass Muslime, da der Islam ein missionarischer Glaube ist, keine Rasse im eigentlichen Sinne sind (außer vielleicht im eigenen Selbstverständnis der islamischen Gemeinschaft als *Umma*) und Antisemitismus kein Antijudaismus ist. Gemeinhin wird stillschweigend angenommen, dass Antisemiten Islamophoben sind, und ganz im Sinne der gegenwärtigen Viktimisierungskultur sehen sich die Muslime nebst anderen als Opfer langanhaltender abendländischer Unterdrückung. Die Idee hat scheinbar Wurzeln geschlagen, wer Kritik am Islam ausübe, gehöre dem rechtsextremen völkischen Spektrum bzw. der Konkursmasse des nationalsozialistischen Kulturerbes an (was übrigens falsch ist, da die Nazis ausgesprochen islamfreundlich waren, was aber nicht unbedingt etwas über den Islam aussagen muss).

Wie des öfteren aber bei solchen gesellschaftlichen Debatten dieser Zeit wird Defi-

nitionen geflissentlich aus dem Wege gegangen – „Was ist der Islam?“, „Wer ist ein Muslim“ (gerade in einer sakramentenfreien Religion wichtig) – und wird häufig mit scheinbar auserwählten bzw. selbsternannten Vertretern gesprochen, gerade in einer Zeit, in der westliche Regierungen ihre Verantwortlichkeiten auf NGOs, Interessenvertreter usw. abwälzen. Meistens wird über den Islam bzw. über die Muslime gesprochen, als ob es sich hier um ein monolithisches Gebilde handele. Dabei wird auch vergessen, dass viele in Deutschland wohnhafte „Muslime“, wie dann auch definiert, eben vor dem islamischen Terror bzw. dem totalitären Regime islamischer Prägung geflüchtet sind. Ihre Stimmen werden kaum in der Totenstille des politisch-korrekten Konsenses gehört.

Der bekannte deutsche Publizist libanesischer Abstammung, promovierter Philosoph und Politikwissenschaftler und Islamologe, der sich besonders mit der Migrationsforschung mit dem Schwerpunkt Islam beschäftigt und der zu diesem Themengebiet mehrere Bücher und Aufsätze verfasst hat – der breiteren Öffentlichkeit bekannt ist wohl sein 2018 erschienenes Werk *Arabische Clans – Die unterschätzte Gefahr* –, bietet mit seinem jüngsten Buch zu den oben erörterten Themen Abhilfe. Der Subtitel „die unterdrückte Wahrheit über den Islam“ gibt den roten Draht des Buches in zweifacher Hinsicht wieder: Wie entstand der Islam und was ist er sowie was ist die häufig vergessene Stimme islamkritischer „Muslime“. So lässt sich das Buch auch in zwei Hälften teilen: die ersten 185 Seiten behandeln Fragen der Religionskritik und der Theologie (Kap. 1 u. 2), islamische Theologie und Tradition (Kap. 3 u. 4), innerislamische Religionskritik bis zum arabischen Frühling (Kap. 5 u. 6), danach die zweite Hälfte, „Die neue Religionskritik“.

Im ersten Kapitel zur Religionskritik bietet der Autor eine nuancierte historische Übersicht zum Wesen der Religionskritik sowie das symbiotische Verhältnis von Philosophie und Religion von der Antike bis in die Moderne. Kritik ist nicht als Beanstandung oder Missbilligung aufzufassen. Danach wird der jüdische Bundesnomismus sowie seine christliche Umänderung zum Erlö-

serglauben im Kontext des Überganges von *Ritus* zur *Fides* beschrieben. Auch wird die Definition von „Theologie“ eingehend besprochen: diese ist nicht lediglich eine Kenntnis religiöser Dinge. Hiernach werden christliche Strömungen der späten Antike und frühen Spätantike besprochen, die synthetisch an der Herausbildung der christlichen Orthodoxie mitwirkten; eine semitische Reaktion gegen dieses hellenistisch definierte Christentum waren die Strömungen, die dann zum Islam führten. Im zweiten Kapitel macht der Autor den Unterschied zwischen Geschichte und Heilsgeschichte deutlich, was im postkritischen Zeitalter des Kulturrelativismus zunehmend wieder vernachlässigt wird. Historische Probleme der islamischen Geschichtsdarstellung werden eingehend, aber verständlich erläutert, z.B. S. 48-51 „Der Hedschas – der falsche Ort“, S. 51-56 zu den Märgen, die zur Verschriftung des Korans geführt haben sollen. Ab S. 59 werden die „alte und die neue Forschung“ verglichen, d.h. die der herkömmlichen Schulislamologie, die den allesamt späteren (und sich widersprechenden) islamischen Quellen unkritisch Glauben schenkt versus die der modernen historisch-kritischen Forschung wie u.a. von Inârah betrieben. Hier erhält der allgemein interessierte Leser eine sehr verständliche Übersicht der gegenwärtigen Forschungsdebatte. Hie und da würde dieser Rezensent vielleicht Kritik üben (z.B. zum historischen Wert des Sebeos oder dem Johannes von Damaskus zugeschriebene, aber doch apokryphe Aussagen zum Islam), was aber des Autors Absicht einer allgemeinbegreiflichen und anschaulichen Übersicht Unrecht antun würde. Nur eine deutlichere Aussage des Zeitraumes, ab wann man vom Islam im eigentlichen Sinne sprechen könnte, wäre wünschenswert gewesen; deutlich ist, dass z.B. die Umayyaden sich selber noch als Christen verstanden. Am Ende dieses Kapitels wird die wichtige Frage gestellt, die wohl den meisten selbsternannten Gegnern der Islamophobie ein Dorn im Auge sein wird, „Religion oder Politik“: hat der Islam einen Staat geschaffen oder der (abbasidische) Staat eine Religion? Im Sinne von Eric Voegelin haben wir es hier eindeutig mit einer „politischen Religion“ (mit dazugehöriger ‚Gnosis‘) zu tun.

Das dritte Kapitel ist der „Islamischen Theologie“ gewidmet, oder vielmehr wird beschrieben wie und warum theologische Ansätze im Islam sich nicht nachhaltig halten konnten; eine Theologie in der klassischen Definition gibt es im Islam genauso wenig wie im Judentum (wenn auch aus anderen Gründen). Hiernach wird Islam als eine Politische Religion weiter ausgeführt, z.B. S. 58-87 „Keine theologische Reflexion“ und S. 87-90 „der Kalif als Stellvertreter Gottes“. S. 100-105 ist ein wichtiger Abschnitt, der die Mu‘tazila behandelt, mit ihrem Untergang war auch das Ende jeder Form der Betätigung der Vernunft in Glaubensfragen eingeläutet. Im nächsten Kapitel wird die islamische Tradition, die *Sunna*, anschaulich kritisch besprochen und ihre Rolle bei der Entstehung der islamischen Doktrin erläutert. S. 109-111 werden die Erfindung von Hadithen, Prophetentraditionen also, kurz behandelt – eine Beschäftigung, die erst im 8. Jh. ansetzt. Danach werden die vier klassischen Rechtsschulen besprochen.

Der Rezensent möchte hier bemerken, dass es einen Zusammenhang zwischen beiden gibt – anfangs agieren die Rechtsschulen unabhängig von einander (was das Definieren von ‚Islam‘ zeitlich und inhaltlich erschwert) und reichten schulintern die Autorität der Zuweisung einer Aussage dem vermeintlichen (und häufig apokryphen) Schulgründer zu, nahmen die verschiedenen Schulen, die einander vielfach erst verketzerten, allmählich Standpunkte voneinander an – die Aussageautorität des (einstigen) Gegners konnte nicht anerkannt werden, eine neue allgemein anerkannte Legitimationsquelle war vonnöten: Im 10. und 11. Jh. tauchen zunehmend neue Mohammadworte bzw. Hadithe und Traditionen zur Frühzeit auf (wie z.B. der sog. Pakt von ‘Umar), die überraschenderweise vorher einem Schulgründer ohne jegliche Mohammederwähnung zugeschrieben wurden. Probleme der Prophetenbiographie Mohammads, der sog. *Sira*, vielmehr eine Hagiographie, werden zudem besprochen (man sollte hier H. Jansens wichtige Darstellung, *Mohammed – Eine Biographie*, München, Beck, 2008, erwähnen) – man sollte nicht vergessen, dass der für den Islam wichtigste Autor der *Sira*, Muhammad bin Ishāq, von dem aber nichts erhalten

geblieben ist, als Hadith-Sammler als nicht vertrauenswürdig galt.

Die ersten vier Kapitel des hier besprochenen Buches bieten eine sehr lesbare Übersicht zur Religionskritik und zur Islamtentstehung an, die nicht unbedingt neu ist, obwohl der Verfasser wertvolle Einsichten unterbreitet. Sie dient aber als wichtiger Aufbau für die zweite Hälfte des Buches, nämlich die innerislamische Religionskritik durch „Allahs mutige Kritiker“. Häufig, und besonders in der gegenwärtigen deutschen Islamrezeption wird vergessen, dass in der sog. islamischen Welt selber Islamkritik weit verbreitet war und ist – und die Meister der klassischen „islamischen“ Philosophen waren islamisch nur bezüglich ihrer Verortung in der sog. ‚islamischen Welt‘ und nicht ihres Glaubens wegen.

Ghadrans Darstellung der Islamkritik der Moderne setzt mit der *Nahda* (ungefähr mit „Renaissance“ zu übertragen) ein, eine Bewegung, die nach Napoleons Ägyptenaufenthalt entstand, nach der direkten Konfrontation des Islams mit der Moderne also – als er wegging, ließ er immerhin den Code Civil zurück. Man sollte hier nicht den Gegensatz Abend- und Morgenland, west-östlich, überspitzen, die Freiheit, Menschenrechte und liberale Demokratie sind universell (und *islamische* Menschenrechte bestehen genauso wenig wie *chinesische* Demokratie im Sinne der Kommunistischen Partei Chinas) – die *Nahda* war immer eine Auseinandersetzung des Islams mit freiheitlichen Idealen und dem Westen. Jamal al-Din al-Afghani (1839-1897) wird ausführlich besprochen, sowie sein Schüler Muhammad Abduh (1849-1905) und sein Schüler ‘Alī ‘Abd ar-Rāziq (1887-1966) wiederum, und die wichtigen wissenschaftlichen Errungenschaften des Taha Hussein (1889-1973). S. 149ff. Danach wird die Bewegung der Koranisten, die eine Art *sola scriptura* vertreten, also einen Islam nur auf Basis des Korans, ohne die Sunna – das logische Ergebnis der kritischen Auseinandersetzung mit der islamischen Tradition, die sich größtenteils als fiktiv erwies. Dieses Kapitel liest sich auch wie eine Geschichte der Zensur und Unterdrückung – die vielfachen Versuche, Gelehrte (häufig gewaltsam) mundtot zu machen und die Publikation ihrer Werke zu unterdrücken. Viele

wurden erst dank dem Internet bekannt. Die innerislamische Reaktion zu diesen Tendenzen, der Islamismus und der Salafismus, werden auch kenntnisreich besprochen. Kapitel 6 und 7 bieten eine sehr spannende Darlegung eines wichtigen geistesgeschichtlichen Zeitalters des Islams – das viele, sowohl Muslime wie auch progressive Gutmenschen, lieber vergessen würden, da hieraus hervorgeht, dass freiheitliche und liberale Ideale kein postmodernistisches abendländisches Konstrukt sind, – deren Lektüre auch ein Verständnis aktueller innerislamischen Entwicklungen ermöglicht.

Der Schlussteil des Buches, zugleich der größte, „Die neue Religionskritik“, berichtet über die islamische Religionskritik seit dem arabischen Frühling von 2010. Besonders in den sozialen Medien ist eine spontane, breitangelegte Diskussion entstanden, nicht wie im Zeitalter der Nahda, eine auf Gelehrten, Forscher und Intellektuelle beschränkte Debatte, sondern eine, die von allen Teilen der Bevölkerung geführt wird, in der „alle Erzählungen, die auf den Propheten zurückgehen, ... breit diskutiert und genau untersucht [werden], weil sie viele Widersprüche, viele Märchen, viel Unlogisches und Irrationales, viel Divergierendes von klaren Aussagen im Koran beinhalten“ (S. 188); Ghadban bemerkt (S. 189): „Hätten diese Religionskritiker in Europa gelebt, wären sie als Islamophobe und Rassisten beschimpft worden. Die Religionskritik scheint den Europäern abhanden gekommen zu sein ... Im Westen beherrschen die Islamisten mit ihren Verbänden und *fiqh*-Räten die Szene und bestimmen, was der Islam ist, jede Abweichung wird als islamfeindlich attackiert. In der islamischen Welt sind viele Menschen des politischen Islam überdrüssig geworden. Sie wollen in Frieden und Würde ihr Menschendasein gestalten. ... (Die Islamisten) dürfen sich nur im Westen austoben und profitieren dabei von der ideologischen Verwirrung, die die Ideologie des Multikulturalismus angestiftet hat, indem sie die Kulturen, selbst die fragwürdigsten von ihnen, als gleichwertig behandeln“. Hier-nach folgen 113 Seiten mit übersetzten Texten von YouTube-Videos, die Zeugnis von dieser inhaltlich reichen Auseinandersetzung ablegen. Es ist hier nicht die Auf-

gabe des Rezensenten, diese zu besprechen, sondern Interessierten deren Lektüre zu empfehlen. Wer danach zum Schluss kommt, dass Islamkritik rassistische Islamophobie ist, müsste kollektiven Selbsthass voraussetzen; dieser aber kann nur den kulturermüdeten Gegnern jeglicher Islamkritik gelten.

Wenn manche Gelehrten, wie z.B. Angelika Neuwirth, die historisch-kritische Islamkunde „als plötzlichen Klimasturz in den ost-westlichen Beziehungen“, als eine schlichte (und vergangene) *fin-de-siècle*-Episode des 20. Jh. beschreibt, und auch noch behauptet „der epistemische Preis für dieses Experiment mit der Koranforschung ist also erheblich, doch auch der politische Preis war hoch; die Brücken zwischen beiden Interpretationskulturen sind seither für längere Zeit abgebrochen“ (dies., *Wie entsteht eine Schrift in der Forschung und in der Geschichte?*, Tübingen, Mohr Siebeck, 2017, 47, 51), sieht man eher, wie Unwahrheit bzw. Fakenews in der Forschung und in der Geschichte entstehen. Das Buch von Ghadban bietet hingegen eine gelungene Synthese der historischen Probleme bezüglich der Islamentstehung, die erklärt, warum der Islam sich im Westen so schwer tut. Und es zeigt, dass die große Mehrzahl der Islamkritiker nicht unbändige abendländischen Forscher oder kultur Chauvinistische rechtsextreme nationalistische Betonköpfe sind, sondern Menschen, die entweder Muslime sind oder unter dem Schatten des Islams leben. ... Man wird an frühere Zeiten erinnert, als Linke im Westen ihren Wohlstand und ihre Freiheit dazu gebrauchten, um die Vorzüge kommunistischer Länder zu loben und systemkritische Untertanen ebenjener Länder zu diffamieren. Das Buch von Ghadban zeigt, warum Religionskritik notwendiger ist denn je, will man eine freiheitlich orientierte liberal-demokratische Gesellschaft bewahren, hier ist die Möglichkeit zur Emanzipation die Grundvoraussetzung – das haben Muslime schon längst verstanden ... jetzt fehlen nur noch die Deutschen, die an ihrer political correctness ersticken.

Karl-Heinz Ohlig

Rezension zu: Marcel Huls- spas, Mohammed. Revolution aus der Wüste

(Aus dem Niederländischen von Marianne Holberg), WBG 2017, 623 S.

In 22 Kapiteln wird Leben und Werk des Propheten dargelegt, hiervon sind fünf Einleitungskapitel und eins am Ende der historischen Situation im Vorderen Orient gewidmet, eines geht auf die Ausbreitung der islamischen Herrschaft nach dem Tod Mohammeds ein.

Wir erfahren so gut wie alles über Mohammed und seinen Kampf um die Verbreitung seines Glaubens und seiner Macht, vor allem um seine Anerkennung als Prophet Gottes. Wir werden informiert über seine Eltern, seine Geburt, seine Amme, seine Jugend, seine Heirat mit der 15 Jahre älteren Frau Khadidscha, der er bis zu seinem Tod monogam treu blieb (S.150), die beiden Hidschras (nach Äthiopien und nach Medina); referiert wird die Heirat mit der sechsjährigen Aischa, der „jungen Tochter seines treuen Freundes Abu Bakr“ („in ihrem neunten Lebensjahr [habe er] Geschlechtsverkehr mit ihr gehabt“ S. 445), und mit der Frau seines Adoptivsohnes Zaid sowie weiterer Frauen (11 bis 13). Seine Botschaft wird dargelegt, wobei am Anfang das nahe Ende und die Auferstehung im Mittelpunkt stand, dann die – nicht neue – Verkündigung des einen Gottes, wobei für den Verfasser der Kampf gegen drei Götinnen, die in Mekka als Töchter Allahs verehrt wurden, eine zentrale Rolle spielt (nach M. Hulsapas war Mohammeds Polemik gegen die drei Töchter sogar der Grund dafür, dass sich der Konflikt mit den Mekkanern so steigerte, „dass Mohammed und seine Anhänger die Stadt verließen“ nach Medina (S. 267) , die Strafliegenden werden

als mohammedsche Offenbarungen verstanden usw. Selbst Eigenarten der Wallfahrt nach Mekka gehen auf den Propheten zurück: „Wahrscheinlich brachte der Prophet auch neue Vorschriften für die den Pilgern angemessene Kleidung. Seine Auffassungen basierten auf der Überzeugung, dass die Gläubigen in Mekka nahe bei Gott waren und sich deshalb reinigen mussten und sich kleiden wie die ersten Menschen, Adam und Eva“ (S. 497). So geht es weiter bis zu seinem Tod, wobei der Prophet kurz vorher noch einen Zahnstocher intensiv benutzte.

Woher weiß der Verfasser das alles? Er stützt sich vor allem auf die von Ibn Hisham (gest. 833) überlieferte und bearbeitete Sira des Ibn Ishaq (gest. angeblich 768) und den Koran. „Die Sira von Ibn Ishaq ist also die älteste gut durchstrukturierte Biografie Mohammeds. Sie war richtungweisend für alle späteren Biographien und das Werk Ibn Ishaqs wird auch in diesem Buch im Mittelpunkt stehen“ (S. 142). Die bei Ibn Ishaq wiedergegebenen Geschichten übernimmt der Verfasser; gelegentlich hält er Passagen für literarische Fiktion, meist aber ohne einen historischen Kern anzuzweifeln: Z.B. meint er: „Wir werden nie erfahren, wie die Schlacht bei Badr wirklich verlaufen ist. Die Anekdoten über den Kampf sind grausam, sonderbar und manchmal auch unterhaltsam, erzählen aber nichts über den Verlauf ... Es besteht [aber] kein Zweifel, dass die Schlacht bei ‚Badr‘ tatsächlich stattgefunden hat und ein Sieg für Mohammed war“ (S. 402). Selbst in Bezug auf einen angeblichen Briefwechsel eines Propheten Musailima mit Mohammed schreibt er in derselben Weise: „Die Korrespondenz ist zweifellos fiktiv. Aber der Kern, Musailimas Versuch, zu einer Einigung mit Mohammed zu kommen – ‚Gemeinsam gegen Mekka‘ – könnte historisch sein“ (S. 584). Oder er meint zu einer Überlieferung zu Abu Bakr: „Auch wenn diese Geschichte nur zeigen soll, dass Abu Bakr der designierte Führer der Gläubigen war, kann sie durchaus einen historischen Kern enthalten“ (S. 572). Auf diese Weise ergibt sich tatsächlich eine durchlaufende „historische“ Biographie.

Die Erzählungen des Ibn Ishaq reichert der Verfasser durch das Heranziehen sehr vieler Koranzitate an. Diese werden zum einen als echte Mohammedworte, zum anderen als Begründung, Anreicherung oder Ergänzung zu Ibn Ishaq verstanden. „Der Koran wurde der Überlieferung nach etwa zwischen dem Jahr 610, als der Prophet die erste Offenbarung empfing, und dem Jahr 632, dem Jahr seines Todes offenbart“ (S. 165). Er verweist durchaus auf einige Probleme mit dem Koran: „Charakteristisch ist außerdem, dass Gott kaum über konkrete Dinge und irdische Kümernisse spricht. Hinweise auf Ereignisse, Personen, Stämme und dergleichen sind sehr selten ... Da eine Sure eine Sammlung einzelner Offenbarungen ist, springt der Text inhaltlich wie grammatikalisch vom einen zum anderen ...“ (S. 172). Diese Eigenart des Koran aber macht es möglich, alle Formulierungen in einem gewünschten Sinn zu deuten – was für M. Hulspas, der sich dieser Möglichkeiten ungehemmt bedient, anscheinend keine Fragen aufwirft.

Für die Darstellung geschichtlicher Abläufe im Nahen Osten und in Byzanz stützt sich der Verfasser auf das Chronikon Paschale, die Chronik von Theophanes wird nicht erwähnt.

So kann er den Aufstieg und die Kämpfe von Kaiser Heraklius so schildern, dass sie erst von 624 an eine Rolle spielen, das wichtige Datum von 622, das einen Patt-Sieg des Heraklius erbrachte, der ihm den Weg nach Persien eröffnete und der wohl Basis der arabischen Zeitrechnung wird (nicht eine fiktive Hidschra nach Medina), wird nicht erwähnt.

Kapitel 20 „Der Fall des Persischen Reiches“ ist voller historischer Fehler, also auch noch bei Stoffen, die nichts mit Mohammed zu tun haben. So hat Kaiser Heraklius nicht nur „die Leuchter und Gefäße aus der Hagia Sophia zu Gold- und Silbermünzen umschmelzen“ lassen – das hätte ihm wohl nicht viel geholfen, sondern er hat den gesamten Kirchenschatz beschlagnahmt (S. 520). Er schreibt, Heraklius habe einen Vertrag mit den „Osttürken“ geschlossen, die es damals leider gar nicht gab (S. 521), usf.

In seinem Literaturverzeichnis werden einige wenige Bücher angeführt, die durchaus kritische Wissenschaft vertreten, so z.B. von Ibn Warraq, Hans Jansen, Christoph Luxenberg und der erste Sammelband der Inârah-Reihe. Aber eines ist sicher: der Verfasser hat keines davon gelesen, er hat sie nur dazugeschrieben, um das Literaturverzeichnis aufzupeppen.

Nirgendwo findet sich eine Frage, die wissenschaftlich selbstverständlich für eine Biographie gewesen wäre: Wie zuverlässig können schöne Geschichten, anderthalb Jahrhunderte nach dem Tod eines Menschen geschrieben, noch dessen Leben wiedergeben? Zumal in Zeiten, die keine Dokumente und Quellen hervorgebracht haben, so dass der Phantasie keine Grenzen gesetzt waren. Wäre es nicht notwendig gewesen, wenigstens davon zu sprechen, dass die Konturen und die Gestalt Mohammeds historisch im Dunkeln liegen? Manche meinen sogar, es habe ihn gar nicht gegeben. Ebenso wenig wird auf die Eigenart des Koran eingegangen, der wohl nicht auf der Arabischen Halbinsel, sondern in Mesopotamien entstanden ist, mehr als 200 Jahre brauchte, bis er endgültig vorlag, und viele Autoren hatte. Aber auf keinen Fall lässt er sich, wie es in dieser Biographie geschieht, als Steinbruch für biographische Angaben zu Mohammed benutzen. Hulspas' Biographie Mohammeds endet in einem Epilog mit den Worten: „Mohammed war in diesen unruhigen Zeiten der richtige Mann am richtigen Ort. Zutiefst überzeugt von seiner Sache ... erreichte er sein Ziel. So legte er den Keim für eine Weltreligion. Der berühmte Islamwissenschaftler Alfred Guillaume nannte Mohammed einst ‚den größten Araber, der jemals gelebt hat‘. Ich denke, dass er recht hatte“ (S. 605).

Das Sonderbarste ist, dass dieses Märchenbuch in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt veröffentlicht wurde. Mehr noch: auf der Rückseite des Titelblatts heißt es: „Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht“. Zu denen gehöre auch ich seit rund 60 Jahren. Ist die WBG dabei, Wissenschaft nur noch in Neuauflagen längst vergangener Autoren zugänglich zu

machen, die Bücher von Harnack, Seeberg und anderen – was verdienstvoll ist. Wären diese aber heutige Zeitgenossen, hätte sie keine Chance auf Publikation ihrer Werke. Die BWG ist dabei, ihren guten Namen zu verlieren. Oder wo publiziert sie noch kritische Wissenschaft, nicht nur, aber vor allem zum Islam?

Konrad Hilpert

**Rezension zu:
Peter Neuner, Streiten für
die Einheit. Erfahrungen
mit der Ökumene in fünf
Jahrzehnten**

Verlag Herder Freiburg i. Br.
2021, ISBN 978-3-451-38956-6

„Mein Leben für die Ökumene“ – so lautete die ursprüngliche Einladung an Peter Neuner, den langjährigen Dogmatik-Professor und Direktor des Ökumenischen Instituts an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Tatsächlich hat er aber seine Person in den Hintergrund gerückt zugunsten der Sache. Trotzdem ist es ein Buch geworden, das Theologie- und Kirchengeschichte entlang der eigenen Biografie erzählt. Und die Sache hat auch noch einen persönlichen Stempel bekommen, indem der Autor durch das Wort „Streiten“ andeutet, dass das Sicheinsetzen für die Einheit auch eine Auseinandersetzung mit Hindernissen und Widerständen ist.

In sechs Kapiteln nimmt der Verfasser seine Leserinnen und Leser, Weggefährten und Freunde sowie die beruflich mit der Ökumene Befassten mit in die Stationen seines Erinnerungswegs. Der beginnt mit dem Studium während der Konzilszeit und

führt über die Tätigkeit als Kaplan und Religionslehrer in Pfarrei und Schule sowie eine Assistentenstelle bei Heinrich Fries an der Universität München zu Professuren in Passau und München bis in die Zeit des Ruhestands. Dementsprechend vielfältig sind die Erfahrungen und Perspektiven, aus denen die Probleme der Konfessionsverschiedenheit wahrgenommen und bearbeitet werden: Die Not der nichtkatholischen Partner, denen nach den bis 1970 geltenden Regeln das Versprechen einer katholischen Kindererziehung abverlangt werden musste, gehört ebenso dazu wie die offiziell erwartete Stellungnahme gegen die Überführung der konfessionellen Bekenntnisschulen in christliche Gemeinschaftsschulen, die wissenschaftliche Erforschung des jahrzehntelang gebotenen Antimodernismus und die historisch begründeten Initiativen des späten Döllinger im Umfeld des 1. Vatikanums, die fachkundige Kommentierung und die Auseinandersetzung mit kontroversen Interpretationen von Stellungnahmen, das gemeinsame Ringen mit profilierten Theologen aus anderen Konfessionen, das Auftreten bei Kirchentagen und der Umgang mit Bischöfen, Begegnungen und Reisen, und nicht zu vergessen: die Diskussionen mit der sog. Basis, der das Erreichte nicht weit genug und vor allem zu langsam ging. Sämtliche Themen, die zwischen den Konfessionen standen oder stehen, kommen in diesem Buch vor und werden positionell erläutert, das kirchliche Amt ebenso wie die Abendmahlsgemeinschaft, Taufe, Firmung und Ordination, das Verständnis von Apostolizität und die Rechtfertigungslehre, Primat und Unfehlbarkeit des Papstes, Realpräsenz, Ablass, das Verhältnis von Schrift und Tradition, Lehrverurteilungen der Vergangenheit und die Möglichkeit, sie zurückzunehmen, Reformation und die Bedeutung Martin Luthers, Stellung und „Ämter“ der Laien, die Rolle der Überwindung von Armut, Unterdrückung und Umweltzerstörung usw.

Das siebte und letzte Kapitel, mit „Ertrag und Erwartungen“ überschrieben, zieht Bilanz. Die fällt weder einfach aus noch eindeutig. Versucht wird deshalb zunächst eine Vergewisserung über den aktuellen Stand heute: Die Beschreibung der Lage des Christentums in einer sich verändernden

Gesellschaft wird nicht mehr dem Säkularisierungstheorem überlassen. Statt seiner kommt ein neuer analytischer Begriff ins Spiel, nämlich „Verbuntung“ (115) der religiösen Landschaft, allerdings noch versehen mit einem Fragezeichen. Dann wird nüchtern registriert, was sich im weiteren Feld der Ökumene an Veränderungen erkennen lässt: In den *Gemeinden* herrscht eine postökumenische Stimmung: „Die traditionellen kontroverstheologischen Fragen sind nach verbreiteter Überzeugung gelöst oder haben sich als hinfällig erwiesen, verbindliche Glaubensaussagen und Bekenntnisse stehen einer ökumenischen Gemeinschaft nicht mehr im Weg. Bestehende Differenzen erscheinen weithin als theologische Haarspaltereien ohne praktische Bedeutung, vielfach sind sie auch einfach unbekannt.“ (205) Für die *Theologinnen und Theologen* gilt: Sie „arbeiten heute zumeist problemlos konfessionsübergreifend zusammen. In der biblischen Exegese, der Pastoraltheologie, weithin auch in der Kirchengeschichte gibt es kaum konfessionsspezifische Differenzen. Kontroverstheologische Probleme sind weithin [...] in der Ekklesiologie angesiedelt.“ (207) Und „weithin dominiert in der Theologie die Überzeugung, dass an den Kirchenspaltungen nicht mehr wegen unüberwindlicher Glaubensdifferenzen festgehalten wird, sondern vor allem wegen der Macht der Geschichte und wegen der Schwierigkeiten, in großen sozialen Gebilden Reformen durchzusetzen.“ (208) Für die Ebene der Kirchenleitungen charakterisiert Neuner die Situation so: „[...] dass sich Päpste und Bischöfe häufig eines vor allem verbalen Ökumenismus befleißigten [...]. Man hat weitreichende Absichtserklärungen formuliert und Selbstverpflichtungen unterschrieben, solange diese nicht konkret wurden. [...] In der Praxis dagegen hat Rom oft auch kleine Schritte zu mehr Gemeinsamkeit verweigert und auch Bischöfe, die sich für Reformen einsetzten, mit Verweis auf die universalkirchlichen Konsequenzen, die sie haben könnten, in die Schranken verwiesen. Die immer nachdrücklichere Betonung von Autorität und Gehorsam hat in den letzten Pontifikaten einer ökumenischen Annäherung einen Riegel vorgeschoben.“ (211 f.)

Schwer, dem Eindruck zu widersprechen, dass wohl unendlich viel Mühe und Ener-

gie aufgewendet wurde, um den Auftrag Jesu in Jo 17,21 zu erfüllen, vielleicht aber auch viel Motivation verbrannt wird, weil dieselben Fragen immer wieder von neuem behandelt werden, um dann mit der Begründung, dass wir noch nicht so weit seien, oder die Zeit dafür noch nicht reif sei, in den Schaltzentralen abgelehnt zu werden. Hier wird ein Muster greifbar, das auch für andere Baustellen der Kirchenreform typisch erscheint: Wenn Erwartungen für gewünschte Reformen geweckt oder unterstützt werden, am Ende aber abgewürgt oder ins Leere laufen gelassen werden, führt das bei den Engagierten zu einem Gefühl der Frustration und bei anderen zum Bedeutungsentzug für das Problem oder dazu, dass sie die Lösung selbst in die Hand nehmen. Und dann gibt es noch die, die das alles sowieso nie wollten, weil sie „richtig“ katholisch bleiben möchten und ökumenische Schritte für ganz überflüssig halten. Sie verkennen den praktischen Sitz-im-Leben des Leidens an den Differenzen. Das sind nämlich Paare und Familien, in denen verschiedene Traditionen und Ansprüche plötzlich aufeinandertreffen und in denen die guten wie auch die bösen Erfahrungen und die Verletzungen ins Generationengedächtnis eingehen. Enttäuschte Erwartungen und wiederholte Frustrationen über erlebte Reformunwilligkeit sind alles andere als harmlos.

Zu den Enttäuschungen gehört auch der S. 151 berichtete Umgang mit Gotthold Hasenhüttl, der für seine zweifellos provokant gemeinte Einladung zum Kommunionempfang bei einer ökumenischen Abendmahlfeier beim Berliner Ökumenischen Kirchentag 2003 mit der Suspendierung vom Priesteramt bestraft wurde und dem später auch noch die Lehrerlaubnis entzogen wurde. Die Strafe ist bis heute nicht ausgesetzt oder für beendet erklärt worden.

Trotzdem schließt Neuners Buch mit einem Abschnitt, der die Überschrift „Ausblick in Zuversicht“ trägt. Das ist keineswegs das Anzingen gegen die Dunkelheit in einem Keller, sondern die erfahrungsbasierte Entscheidung dieses Autors, sich durch Enttäuschungen nicht entmutigen zu lassen. Denn zu seiner Bilanz gehört auch, dass der Abschied vom einstigen Triumphalismus, der die katholische Kirche als Haus

voll Glorie sah, endgültig ist. Der Wille, an die Ränder der Gesellschaft und der Welt zu gehen, ist selbst beim Papst angekommen. Und auch die Vorstellungen vom Ziel der Einheit hätten sich gründlich verändert (vgl. 158-168): Einheit im Sinn einer vollen theologischen und institutionellen Übereinstimmung werde es wohl nie geben. „Das gemeinsame Gehen, das Auf-dem-Weg-Bleiben erscheint [jetzt] als Ziel der Einheit.“ (214) Und auch eine starke Rückbesinnung auf das synodale Element in der theologischen Tradition sieht Neuner eingeläutet. Ihr Pendant müsse in einer Dezentralisierung bestehen, die zwar noch auf sich warten lasse, die aber im Zuge der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle und der Veränderung der Kommunikationsstrukturen, die derzeit stattfindet (als Kontrast lese man 44 f., 49 u. 50), starke Impulse bekomme, die nicht mehr neutralisiert werden könnten.

Dazu kommen die Sachlichkeit, der Respekt vor den anderen Christen, Kirchen und Gemeinschaften sowie die theologische Gründlichkeit, die der Autor praktiziert, auch wenn er persönlich Grund zur Bitterkeit hätte, wie sie in der Bemerkung des Vorworts durchklingt, dass er „in keine der offiziellen Kommissionen berufen [wurde], die Konvergenz- und Konsenstexte ausgearbeitet und veröffentlicht haben und kaum einmal [von seiner] Kirche zur Beratung herangezogen“ wurde (9).

Es handelt sich also um ein Erfahrungs- und Erinnerungsbuch, mit dem der Verfasser aus Anlass seines 80. Geburtstags interessierte Leserinnen und Leser beschenkt. Es bietet selbst erlebte Theologie- und Kirchengeschichte vom 2. Vatikanum bis heute und zeichnet sich durch schnörkellose Ehrlichkeit aus. Eingestreut in die Darstellungen und Analysen sind kurze Charakteristiken seiner eigenen Veröffentlichungen. Besonders empfohlen sei es allen, die heute oder irgendwann in ihrer persönlichen oder beruflichen Biografie mit Fragen der Ökumene zu tun hatten bzw. haben. Ganz nebenbei kann er oder sie vielen bekannten Akteuren von damals begegnen.

Rudolf Boeck

Zu Agnès Poirier: Notre-Dame. Die Seele Frankreichs

Berlin: Insel 2020, 1. Aufl. 239 S.
Übersetzt aus dem Englischen von
Monika Köpfer

Notre-Dame ist ein Sachbuch von hohem Unterhaltungswert. Es enthält einen klar gegliederten, ergiebigen Anmerkungs- und Literaturteil, Angaben zur verwendeten Literatur, Bildnachweise sowie ein sehr hilfreiches Namens- und Sachregister. In den Mittelteil sind 16 teils farbige Fotos aufgenommen, welche zentrale Aussagen des Hauptteils didaktisch geschickt illustrieren. Eine Planskizze der Ile de la Cité leitet das Buch zusammen mit dem „Prolog“ ein; ein kurzes Kapitel „Dank“ rundet es ab.

Im Hauptteil geht die Autorin zunächst auf den Brand der Kathedrale am 15. April 2019 ein. Es folgt in chronologischer Ordnung die Darstellung derjenigen geschichtlichen Ereignisse und Zusammenhänge, die für Notre-Dame, ihren spirituellen, gesellschaftlichen und politischen Stellenwert in Paris und in Frankreich von besonderer Bedeutung sind.

Beginnend mit dem Kathedralbau ab dem Jahre 1163, über den Einzug von Heinrich IV. in Paris 1594, die Verbindung mit den Königen aus der Bourbonen-Dynastie Ludwig XIII. und Ludwig XIV. mit der Kathedrale, die Französische Revolution in den Jahren ab 1789 bis hin zur Kaiserkrönung Napoleons wird Geschichte in und um Notre-Dame lebendig.

Als historische Schlüsselszenen im 19. Jahrhundert werden die Krönung Napoléon Bonapartes, die Julirevolution 1830 und die Hochzeit von Louis-Napoléon mit Eugénie herausgearbeitet. Die literarische Leistung des Schriftstellers Victor Hugo zur

Erhaltung und Restaurierung der Kathedrale, die Bedeutung von Prosper Mérimée und Viollet-le-Duc, beide in führender Stellung in der staatlichen Abteilung für historische Baudenkmäler tätig, werden in weiteren Kapiteln gewürdigt.

Die Umformung der Stadt Paris durch Georges-Eugène Haussmann in den 1850er Jahren, ihre Befreiung von der deutschen Besatzung durch General de Gaulle und seine Verbündeten im August 1944, das neue Geläut von Notre-Dame 2013, aber auch das Attentat auf das Satireblatt „Charlie Hebdo“ 2015 finden ebenfalls ihren Platz in dem historischen Abriss. Der endet mit der Diskussion um den Wiederaufbau der Kathedrale im Jahre 2019.

Im Nachwort plädiert die Verfasserin für eine zukünftige Gestaltung von Notre-Dame nach den Vorstellungen des leitenden Architekten Villeneuve, so wie der edel anmutende Schutzumschlag des Buches sie zeigt: mit dem Spitzturm Viollet-le-Ducs.

Die besondere Qualität des Buches liegt zum einen in dieser klaren, einleuchtenden Gliederung. Zum anderen besticht es durch seinen Stil, der die Leser von Anfang an in das Erzählte einbindet.

Schon der Beginn im „Prolog“ nutzt sprachliche Mittel, die eine große Nähe ermöglichen: die erste Person Singular oder Plural in der Reportage der Löscharbeiten in und an der Kathedrale, mit der direkten Wiedergabe von Sinneseindrücken, Emotionen, dramatischen Handlungen in einer Extremsituation. Damit werden im Folgenden Informationen zu aktuellen Verantwortlichkeiten und zu historischen Hintergründen verknüpft, welche mit der Kathedrale in Verbindung stehen. Durch Perspektivenwechsel und Zeitraffung, mit Hilfe von gelungenen Vergleichen und Metaphern wird zum einen der Horizont der Gesamthematik des Buches vorgestellt, zum anderen die Kathedrale zum Gegenstand der Verehrung erhoben. Dieser Ton der *célébration*, der Feier, geht freilich im Hauptteil auf Kosten einer möglichen kritischen Haltung des Lesers, die zu manchen der historischen Personen bzw. Ereignisse sicher angebracht wäre.

Am Ende des Prologs steht dann wiederum das Problem der Gegenwart: Wie soll die Zukunft der Kathedrale aussehen?

Die Autorin versteht es, durch eigene Beobachtungen – ihre Wohnung befindet sich ganz in der Nähe der Île de la Cité, auf der auch die Kathedrale erbaut ist, – und die Wiedergabe von Interviews mit kompetenten Personen, von statistischen und historischen Fakten spannende, emotional ansprechende Unterhaltung mit einer Fülle von konkreten Informationen zu verbinden.

Dieser Ton und auch die Erzählmittel werden im ersten Kapitel wieder aufgenommen, in dem es um den Ausbruch des Feuers am 15. April 2019 geht. Hier werden Redetexte (von Staatspräsident Macron etwa), auch der Psalm 27 in den Text montiert, über die Bergung der Kunstschatze aus der Kathedrale wird der Bogen ins Mittelalter geschlagen.

In diesem narrativen Feuerwerk kommt es dann allerdings auch schon einmal – um im Bild zu bleiben – zu Verpuffungen, d.h. sachlichen Ungenauigkeiten: So wird von König Ludwig IX., dem Heiligen, gesagt, er sei „seit seiner Seligsprechung auch der heilige Ludwig genannt“ (37) worden. Richtig ist, dass er schon zu Lebzeiten als heiligmäßig verehrt wurde. Er wurde 1297 heiliggesprochen, 27 Jahre nach seinem Tod. Missverständlich ist auch die Formulierung: „Ein frommer Katholik, praktizierte der französische König auch regelmäßig die Selbstgeißelung.“ (38) Selbstgeißelung war im Mittelalter keineswegs bei frommen Katholiken normal.

Ab dem späten 13. Jahrhundert wird die Kathedrale stärker als in den Jahrhunderten zuvor zum Symbol der Macht der Könige von Frankreich. Damit werden Saint-Denis als Grablege und Reims als Krönungsort nicht abgelöst, jedoch tritt Notre-Dame als Ort der Repräsentation stärker in den Vordergrund.

Bleibt der allgemein gehaltene Überblick über die politische und gesellschaftliche Situation im Hohen Mittelalter des 12. und 13. Jahrhunderts doch sehr pauschal, so enthält die Darstellung der Finanzierung

des Baus eine Reihe von wichtigen und genauen Informationen.

Die Entwicklung der Baukunst in dieser Epoche wird dagegen wieder wenig differenziert abgehandelt. Die Bedeutung der Abtei Saint-Denis – hier fälschlich Kathedrale genannt! – für die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst wird kaum hinreichend dargestellt. Die Bedeutung ihres Abtes Suger und dessen Konzepte für die Gotik kommen kaum in den Blick. Überhaupt wird die religiöse Symbolik von Baukunst und Skulpturenschmuck sowie die diesbezügliche Autorität der Tradition zwar angesprochen, bleibt aber allzu abstrakt und wenig aussagekräftig. Die Verfasserin hält sich hauptsächlich an Georges Duby, einen ausgewiesenen Fachmann, und an seine Essays in „Le temps des cathédrales“ von 1975.

Aussagen wie die folgende zu den Reliquien der Kathedrale sollte man heutigen Leserinnen und Lesern nicht ohne weitere Erläuterung zumuten:

„In der Tat besitzt Notre-Dame einen stattlichen Fundus an Gebeinen von Heiligen – unter anderem den Oberarm der heiligen Genoveva und einige ihrer Fingerglieder, die Schädeldecke des heiligen Denis, (...) Haare der Jungfrau Maria (...)“ (70). Hier fehlt dann doch die Distanz.

Befremdlich ist auch eine Beschreibung der Stadt Aachen (übrigens mit „Aix-la-Chapelle“ ins Deutsche übersetzt!) und ihrer Umgebung, für die sich Napoléon Bonaparte als Ort für seine Kaiserkrönung fast schon entschieden hatte. „Doch die Weigerung des Papstes, diese lutherische Weinregion zu besuchen, ließ seinen kühnen Traum zerplatzen.“ (102)

Solche Fehler und Ungereimtheiten sind zum Glück selten. So ist das Buch „Notre-Dame“ lesenswert, voller interessanter Details und Informationen, mit dem entsprechenden Zeit- und Lokalkolorit und einem historischen Aufriss, der manche wichtigen Ereignisse ins Gedächtnis zurückruft.

Theo Mechtenberg

Rezension: Barbe Maria Linke, Auszug. Eine Reisebeschreibung

Geest-Verlag Vechta-Langförden
2020, 172 Seiten

Das Cover des neuen Romans von Barbe Maria Linke gibt Rätsel auf. „Auszug“ lautet der lapidare Titel. Dazu zwei übereinander gestellte Flächen, die untere schwarz, die obere im hellen Licht. Spiegelblick, Dunkelbild nennt Susanne Geister, die mit der Autorin befreundete Malerin, ihr Werk.

Vorerst hilft der Untertitel weiter: Eine Reisebeschreibung. Mira Roth, 1983 mit ihrer Familie aus der DDR ausgewiesen, macht sich auf den Weg zu ihren Ostberliner Freunden, dem Ehepaar Laure und Paul. Und dies halb illegal. Trotz des staatlich verhängten Einreiseverbots gelingt das Wagnis durch den Erwerb eines Ausweises zu einem dreitägigen Besuch der Leipziger Messe. Doch dort kommt sie nicht an. Sie bleibt in Ostberlin. Sie folgt einem inneren Drang und fragt sich doch „was zieht mich zurück in das Land, das uns ausgespuckt hat? Ausgesondert. Eine Schaufel Dreck. Entsorgt in den Westen.“ (11)

Nach wenigen Zeilen wird deutlich, dass es sich um einen autobiographischen Roman handelt. Barbe Maria Linke und ihr Mann Dietmar gehörten wie etliche andere evangelische Pfarrer der unabhängigen Friedensbewegung an. Das brachte sie in Konflikt mit ihrer Kirchenleitung. Die Öffnung ihres Kirchenraums für kulturelle Veranstaltungen und Diskussionen, für die es sonst wo keinen Platz gab, rief die Staatsicherheit auf den Plan, die ihrerseits die kirchlichen Oberen wissen ließ, man wolle doch nicht das gute Verhältnis zwischen Staat und Kirche durch einzelne Hitzköpfe aufs Spiel setzen.

Dieser Konflikt kommt im Roman mehrfach zur Sprache. So bei der Vorladung durch

den Superintendenten: „Der Mann mit den kurzen Beinen holte tief Luft, bevor er sagte: Es gibt nur eins! Ruhe muss wieder einkehren! Hören Sie, Bruder Roth, Ruhe!“ (11) Eine Versetzung in ein verlassenes Mecklenburger Dorf lehnt Pfarrer Roth ab. Am Ende muss er mit Frau und Kindern binnen 24 Stunden die DDR verlassen, abgeschoben in die Bundesrepublik, in die „Entsorgungseinrichtung unbeugsam gewordener DDR-Bürger.“ (67) Die Familie nimmt ihren Wohnsitz in Westberlin, wo Bruder Roth allerdings zur Strafe nicht wieder als Pfarrer tätig werden darf, denn – so die zynische Begründung – der Hirte verlässt seine Herde nicht.

Getrennt von ihren Freunden, suchen die Roths dennoch den Kontakt zu ihnen. Ein Drittland bietet sich dazu an. Dem dient eine zweite Reisebeschreibung. Sie führt Mira und Carl in das tschechische Franzensbad, wo sie drei Tage mit Laure und Paul verleben. Diese Reise wird im Detail geschildert, schöpft aber nicht in Verbindung mit Miras Ostberlinbesuch den Bedeutungsgehalt des Untertitels voll aus. Er kann auch als eine Reise ins eigene Innere verstanden werden, ausgelöst durch die in Ostberlin wie in Franzensbad geführten Gespräche. In ihnen kommt, mehr bei Mira und Laure, weniger bei Carl und Paul, das Vergessene und Verdrängte, das im Dunklen Liegende ans Licht. Oftmals in einem schmerzhaften Prozess.

Und wo das Dunkle ans Licht, die Enge der Angst zur Freiheit drängt, da spielen Träume eine Rolle. Im Roman werden gleich mehrere erzählt: Krokodile bewegen sich auf Laure und ihre Tochter zu. „Es dampft gelb aus ihren Mäulern. Vor Schreck bleibe ich stehen. Doch das Wunder geschieht. Die Krokodile gehen an uns vorbei.“ (96) Wie mächtig die innere Sehnsucht wirkt, ins Offene und Freie zu gelangen, erlebt Laure in einem weiteren Traum: „Ich gehe durch den unendlich langen Raum, als hätte ich ein Ziel. Höre die Stimmen der Frauen in meinem Rücken, die im Halbdunkel arbeiten. Am Ende des Raums eine Tür, die ich öffne, hinter der zwei fremde Vögel sitzen, weißblau der eine Vogel, der andere weißrot. Öffne die nächste Tür, fordern die Vögel. Immer nur: Öffne die Tür.“ (140)

Damit erklärt sich das Rätsel von Titel und Titelbild. „Auszug“ meint das Fragment einer auf wenige Tage verdichtete freundschaftliche Begegnung, bei der der Blick auf den anderen zum Spiegel eigenen Erkennens wird und das im Dunkel Verborgene ans Licht gelangt.

Was in den Gesprächen ans Licht kommt, das sind die Repressionen eines menschenverachtenden Systems. Ein Satz aus einer Dissertation reicht, um eine hoffnungsvolle wissenschaftliche Karriere im Ansatz zu zerstören. Statt an der Universität zu arbeiten, verdient nun der Betroffene sein Brot als Hilfspfleger, wartet seit sechs Jahren auf die Genehmigung seiner Ausreise. (33f) Gerade die berufliche Diskriminierung und die lange, ungewisse Wartezeit auf eine Ausreise in den Westen, Methoden, die auch an anderer Stelle des Romans beschrieben werden (81), zielen wie manches andere ganz bewusst auf die Zersetzung der Person. Ein weiteres Beispiel ist der Psychoterror, der auf Unangepasste ausgeübt wird. Mira erlebt ihn mit ihren Studienkollegen. Es ist der Oktober 1965. Kommunalwahlen stehen an, für die es lediglich die Einheitsliste der Nationalen Front gibt. Man spricht sich ab, nicht zur „Wahl“ zu gehen. Eigens ausgewählte Jurastudenten setzen den Theologiestudenten des ersten Semesters hart zu. „Schluss jetzt! Geht zur Wahl. Kommt eurer verdammten Pflicht endlich nach!“ (27) Der Dekan sowie der Oberassistent für Marxismus-Leninismus reisen eigens aus Berlin an, bearbeiten sie in schier endlosen Gesprächen, drohen mit der Exmatrikulation. Doch bis auf zwei Kommilitonen widerstehen sie dem Druck.

Innere Verletzungen, traumatische Erfahrungen kommen zur Sprache. Bis zu dem Wiedersehen in Franzensbad hat Laure verschwiegen, dass sie mit 19 Jahren verhaftet worden war und vier Monate in U-Haft saß, ehe sie unter Auflagen frei kam. Auf einem Berliner Pfingsttreffen der FDJ hatte sie einen Westberliner Jungen getroffen, Freundschaft geschlossen, sich verliebt. Die Stasi konstruierte daraus eine versuchte Republikflucht und warf ihr aufgrund harmloser, bei ihr gefundener Fotos zudem Spionage vor. Man zwang sie, ihren Freund nach Ostberlin zu bitten, wo er gleichfalls verhaftet und verurteilt wurde.

Was bedeutet es, sich jahrzehntelang an das Schweigegebot der Stasi zu halten, in permanenter Angst zu leben, die hemmt, sich zu wehren wie Mira und Carl? Laure möchte der Last ihres Lebens entfliehen, in den Westen gehen, Freiheit gewinnen. Doch Paul möchte trotz allem bleiben, verkriecht sich in das Gartenhaus mit einem in den offenen Himmel weisenden Pfeil. Auf ihn hatte Laure, hinter dem Küchenfenster stehend, einen Winter und einen Frühling lang gestarrt. Sie wollte ihn fotografieren und vermochte es nicht. (134; 153)

Was verleiht die Kraft, unter derart repressiven Bedingungen zu leben? Es sind die heimische Landschaft, das soziale Netz freundschaftlicher Verbundenheit, die in Ausgelassenheit gefeierten Feste. Ein Gefühl von Heimat, auch wenn man es sich nicht eingesteht. Bei Mira bedurfte es eines äußeren Anstoßes, um sich dessen zu vergewissern. „Auf einmal entdeckte ich ein Wort, das vorher nie eine Rolle spielte, Heimat.“ (143) Ein Gefühl der Verbundenheit mit dem, was war. Mira spürt es bei sich: „Es ist, als klebe die Vergangenheit immer noch an ihrer Haut, als sauge sie sich fest.“ (44)

Und Halt bietet den Unangepassten die Kunst, vor allem die Literatur. Christa Wolf, Jurek Becker, Trakl... Zuweilen sind es wenige Worte, die helllichtig und nicht verführbar machen. „So zählt unser Jahrhundert heim denen, die seiner Verzweiflung und seiner Hoffnung trauten.“ (83) Es sind Worte von Czesław Miłosz. Carl zitiert sie auf der Fahrt nach Franzensbad.

„Auszug“ ist letztlich ein Roman über die Freundschaft. Darauf verweist der als Leitwort gewählte Text der Bettina von Armin, entnommen einem Brief an die Günderode: „...wenn ich nicht lernte dir meine Seele geben, / nackt und bloß. / Freundschaft, das ist der Umgang der Geister, nackt und bloß.“ An diesen Worten ist die Freundschaft zwischen den beiden voneinander getrennten Ehepaaren zu messen, vor allen die zwischen Mira und Laure, die besonders eindringlich erzählt wird. Als Mira von Laures Ängsten erfährt, von ihrem Leiden unter dem Schweigegebot der Stasi, sagt sie: „Und ich wusste von all dem nichts. Freundschaft nackt und bloß, sagst du Bettina. Du wirst sie gelebt haben. Und

ich? Verstecke ich mich nicht? Was muss ich vor den anderen verbergen? [...] Wie viele Häute abfallen müssen, bevor du ein Mensch wirst.“ (95f)

Sich dem anderen gegenüber nackt und bloß geben, diesen Maßstab wahrer Freundschaft findet sich im Text mehrfach. Diesem Anspruch auszuweichen, das ist die wahre Gefährdung einer Freundschaft. Wie kann sie dauern, wenn die Mauer die Freunde trennt? Reicht der briefliche Austausch? Reichen gelegentliche Kurzbesuche? Führen nicht die unterschiedlichen Lebenswelten in West und Ost dazu, dass man einander fremd wird? Paul schreibt von seiner Angst, „es könnte etwas zwischen uns treten, unverhofft und ungewollt und unüberbrückbar.“ Und Mira fragt sich: „Ist es nicht längst zwischen uns getreten? Leise und schleichend?“ (47) Mira selbst erlebt das Trennende, flüstert es und schreit es dann aus sich heraus: „Ich komme hier nicht mehr an!“ (69) Es ist der Mehlstaub der Fremdheit, der sich bei ihrem Besuch über alles legt, was ihr doch so vertraut war. „Mein Kopf wusste es: Hier habe ich gelebt. Gibt es das, dass du Wege gehst, die du kennst, die du hundertmal gegangen bist, und doch sind es fremde Wege?“ (48)

Und es ist die Angst, den anderen zu verletzen durch das, was man sagt, was man von sich preisgibt. „Die Angst, dich mit meinen Gedanken, meinen Fragen, meinem Sosein zu verlieren, saß tief.“ (101) Daher das Ausloten, was man dem anderen zumuten kann. Ein Schweigen aus Rücksichtnahme, das gleichfalls trennend wirkt, Vertrauen vermissen lässt, die Freundschaft gefährdet.

Diese Gefährdung gab es längst vor dem Mauerbau. So als Mira erfährt, dass Laure ihre Tochter zu den Jungen Pionieren schicken werde, um ihr, wie sie sagt, die Zukunft nicht zu verbauen. Mira reagiert abweisend, mit Unverständnis. Denn den wahren Grund kennt sie nicht, den sagt Laure nicht, das auf ihr lastende Schweigegebot der Stasi, ihre Angst vor erneuter Verhaftung. Mira erinnert sich: „Ich versuchte, meine Enttäuschung und meinen Ärger herunterzuschlucken. Ich weiß noch, wie sehr ich mich anstrengen musste, ein verbindendes Wort zu finden.“ (125)

„Auszug“ ist kein Hoheslied auf die Freundschaft. Es ist ein Roman, der das Ringen um Freundschaft zeigt, der ihre Gefährdung offen legt, das Trennende, die Ängste, auch die Angst, vor ihrem Anspruch zu versagen, davor, sich dem anderen gegenüber bedingungslos zu öffnen, nackt und bloß.

Norbert Mette, Hermann Steinkamp, Ottmar Fuchs, Wir sind Kirche

„Streitbarer politischer Theologe des Aufbruchs nach dem 2. Vatikanischen Konzil“

Würdigung zum 90. Geburtstag von Prof. Dr. Norbert Greinacher am 26. April 2021

Die KirchenVolksBewegung Wir sind Kirche sowie seine pastoraltheologischen Kollegen würdigen den Tübinger Professor Dr. Norbert Greinacher, der am 26. April 2021 sein 90. Lebensjahr vollendet, als Kämpfer für eine Öffnung des katholischen Milieus nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-65) und als Brückenbauer zur lateinamerikanischen Theologie der Befreiung.

Die Gründung kritischer Gruppen innerhalb der Kirche („Bensberger Kreis“; „Initiative Kirche von unten“ u.a.) geht nicht zuletzt auf seine Initiativen zurück. Er gehörte zu den ersten, die das KirchenVolks-Begehren in Deutschland 1995 unterschrieben haben. Greinachers Sympathie und Parteilichkeit gilt allen Menschen, die aufgrund ihres Einsatzes für mehr Gerechtigkeit und Freiheit in Kirche und Gesell-

schaft benachteiligt bzw. verfolgt werden. Daher rühren auch seine Freundschaft mit Hans Küng und sein Kampf um dessen Rehabilitation durch die Kirchenleitung.

Kämpfer für eine Öffnung des katholischen Milieus

Mit seiner Dissertation war Greinacher einer der ersten (katholischen) Theologen in Deutschland, die kirchliche Handlungsfelder mit soziologischen Theorien und empirischen Forschungen bearbeiteten und so die theologische Reflexion um Einsichten aus anderen Wissenschaften ergänzten. Dieser multi- bzw. interdisziplinäre Ansatz blieb für sein weiteres wissenschaftliches Arbeiten charakteristisch. Den Neuaufbruch der katholischen Pastoraltheologie während des und nach dem 2. Vatikanischen Konzil, für den im deutschsprachigen Raum Namen wie Franz Xaver Arnold, Ferdinand Klostermann, Karl Rahner, Heinz Schuster, Viktor Schurr und Leonhard M. Weber stehen, prägte er durch seine Mitarbeit am fünfbändigen „Handbuch der Pastoraltheologie“ (Freiburg/Br. 1964-1972) mit; für den 4. Band hatte er die Schriftleitung inne. Die Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen übertrug ihm den Vorsitz der Hauptkommission für die von ihr (teilweise im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz) herausgegebene zwölfbändige Faszikelreihe „Pastorale Handreichung für den pastoralen Dienst“ (Mainz 1970-1974).

Von den Impulsen des 2. Vatikanischen Konzils geprägt

Greinachers theologisches und pastorales Engagement war stark von den Impulsen des 2. Vatikanischen Konzils geprägt. Seine Leidenschaft galt und gilt dem Ausbruch der römisch-katholischen Kirche aus ihren jahrhundertelangen Verkrustungen, ihrer Zuwendung zu den Menschen von heute, für die das Evangelium bedeutsam zu machen die Kirche gesandt ist. Unbeirrt hielt er an seiner Treue zum konziliaren Aufbruch fest und setzte sich angesichts immer stärker sich bemerkbar machender Restaurationstendenzen in der katholischen Kirche umso energischer für eine

Kirche ein, die sich ständig zu reformieren hat (*ecclesia semper reformanda*).

Eines seiner Hauptanliegen bestand in der Gemeindewerdung der Kirche. Durch seine Mitarbeit an international renommierten theologischen Zeitschriften wie „Concilium“ und „Diakonia“ sowie durch die Publikation gemeinsam mit gleichgesinnten Kolleginnen und Kollegen verfassten Erklärungen (wie z.B. die „Kölner Erklärung“ 1989) fand dieses sein Wirken beachtliche öffentliche Resonanz, was ihm vonseiten der Verantwortlichen in der Kirche eine Reihe von Maßregelungen einbrachte.

Erhöht wurde dieses Konfliktpotential zusätzlich durch Greinachers theoretischen und praktischen Einsatz für eine Öffnung des bis dahin stark milieuhaft sich abschottenden Katholizismus in Deutschland – etwa hin zur Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD, als Mitglied seit 1975) oder zur Friedensbewegung Anfang der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Brückenbauer zur lateinamerikanischen Theologie der Befreiung

Hoffnungsvoll blickte er auf die gesellschaftlichen und kirchlichen Aufbrüche in Lateinamerika und wurde so zu einem der einflussreichsten Brückenbauer für die „Theologie der Befreiung“ zwischen dem dortigen Kontinent und Europa. Seine Solidarität mit den Vertreterinnen und Vertretern dieser Theologie fand ihren nachhaltigen Ausdruck in dem gemeinsamen Widerstand gegen die Versuche, die Befreiungstheologie als häretisches Unternehmen zu disqualifizieren. Hinter die Wiederentdeckung und konsequente Umsetzung der genuin biblischen „Option für die Armen“ gab es nach Auffassung Greinachers kein Zurück mehr, wolle die Kirche nicht Verrat am Evangelium üben.

Biografisches

Geboren am 26. April 1931 wuchs er in seinem Geburtsort Freiburg/Breisgau auf. Nach dem Abitur begann er dort im Jahre 1950 Philosophie und Katholische Theologie zu studieren; eine Zeit seines Studiums verbrachte er am „Institut Catholique“ in Paris. 1955 schloss er das Studium mit der

Promotion zum Dr. theol. an der Universität Freiburg/Br. ab; die Dissertation hatte die „Soziologie der Pfarrei“ zum Thema (veröffentlicht: Colmar-Freiburg 1955).

1956 erhielt Greinacher die Priesterweihe. Nach gut zweijähriger Kaplanszeit in Baden-Baden war er zwischen 1958 und 1963 Leiter des Pastoralsoziologischen Instituts des Bistums Essen (und damals noch des Erzbistums Paderborn). 1964 wurde er an der Katholisch-theologischen Fakultät in Wien Wissenschaftlicher Assistent bei dem dortigen Pastoraltheologen Prof. Dr. Ferdinand Klostermann. 1966 habilitierte er sich dort im Fach Pastoraltheologie mit der Arbeit „Die Kirche in der städtischen Gesellschaft“ (veröffentlicht: Mainz 1966). Es folgten eine Dozentur für Katholische Theologie an der Pädagogischen Hochschule in Reutlingen sowie eine Dozentur für Pastoraltheologie an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Münster.

1969 wurde er auf die Stelle eines wissenschaftlichen Rates und Professors an die Katholisch-theologische Fakultät der Universität Tübingen berufen, wo er 1971 zum Ordentlichen Professor und Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie ernannt wurde. Diese wissenschaftliche Tätigkeit übte er bis zu seiner Emeritierung im September 1997 aus. 1991 erhielt er das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Seinen Lebensabend verbringt er, gesundheitlich beeinträchtigt, zurückgezogen in seiner Tübinger Wohnung, von der er einen wunderbaren Ausblick auf die Höhen der Schwäbische Alb hat.

Umfangreiches publizistisches Werk

Aus der Fülle der mehr als 600 Titel umfassenden Publikationsliste seien genannt: Bilanz des deutschen Katholizismus (Hg. Mainz 1966) Kirche der Armen. Zur Theologie der Befreiung (München 1980); Der Fall Küng. Eine Dokumentation (gem. mit H. Haag, München 1980); Katholische Kirche – wohin? Wider den Verrat am Konzil (gem. mit H. Küng, München 1986); Der Schrei nach Gerechtigkeit. Elemente einer prophetischen politischen Theologie (München 1986); Leidenschaft für die Armen (Hrsg., München 1990).

Greinacher sind zwei Festschriften überreicht worden: M. Krüggeler/M. Junker/W. Möhler (Hg.), *Löscht den Geist nicht aus! Leidenschaft für das Neue* (München 1991); O. Fuchs (Hg.), *Pastoraltheologische Interventionen im Quintett. Zukunft des Evangeliums in Kirche und Gesellschaft* (Münster 2001).

*Veröffentlicht von Wir sind Kirche am
21.04.2021*

Hermann Häring

Zum Tod eines großen Theologen. Hans Küng und seine Kirche

Der Tod eines Menschen ändert den Blick auf ihn. Es ist, als ob ein See erstarret, keine Wellen mehr aufwirft, nie mehr über die Ufer tritt, keine Überraschungen mehr bietet. Jetzt kann man endgültig sagen, wer dieser Mensch war und was er für die Nachwelt bedeutet. Trotz schwerer Krankheit ist Hans Küng in den vergangenen Jahren nur langsam verstummt. Noch kein Jahr ist es her, dass der letzte Band seiner *Sämtlichen Werke* unter dem Titel *Begegnungen* erschien. Nichts anderes könnte dieses überreiche, spannungsvolle und mit Konflikten überladene Leben besser charakterisieren.

Mit visionärer Kraft entdeckte er immer Neues und er war – wie man in der Rückschau sagen kann – seinen Kollegen, seiner Kirche und der Verkündigung des Glaubens immer ein Stück voraus. Das begann während seines Studiums in Rom (1948-55). Ausgerechnet im so stolzen Zentrum des Katholizismus machte er (mit dem Erzprotestanten Karl Barth) die Ökumene zu einem katholischen Thema. Zur Vorbereitung des Konzils (1962-65) schrieb er ein Büchlein, das für viele die geistige Tagesordnung dieses epochalen Treffens wur-

de. Gegen Ende des Konzils entfaltete er sein Bild von einer schrift- und zeitgemäßen Kirche (1967), an dem sich die Konservativen ihre Zähne noch heute ausbeißten. Seinen Parforceritt setzte er 1970 mit seiner prophetischen Kritik am Unfehlbarkeitsdogma fort und in den 1970er Jahren entwickelte er eine umfassend theologische Grundlegung in der Trilogie von *Christsein, Existiert Gott?* und *Ewiges Leben?*

Den Hierarchen in Rom und in Deutschland wurde das zu viel. Sie entzogen ihm zu Weihnachten 1979 offiziell die kirchliche Lehrerlaubnis, hatten die Rechnung aber ohne den Wirt gemacht. Denn mit ungeheurer Energie entdeckte und entwickelte er jetzt über 20 Jahre lange – in mehreren Standardwerken und endlich ohne christlichen Überlegenheitsaffekt – das weltübergreifende und weltbewegende Thema der Weltreligionen, lange Zeit bevor Rom dieses faszinierende Thema für sich entdeckte. Seine kirchlichen Reformimpulse ließen dadurch nicht nach und der Kreis seines Denkens schloss sich, als er im gleitenden Übergang das *Projekt Weltethos* entwickelte. Dieses Projekt ist kein naiver Appell zur moralischen Aufrüstung, sondern setzt die gesamte theologische und religionswissenschaftliche Grundlagenforschung voraus, die Küng früher geleistet hatte, und die er auf seinen Weltreisen mit immer mehr konkreter Erfahrung und Anschauung füllte. Er wurde zum Mahner des Weltfriedens und zur Erinnerung daran, dass die Weltreligionen dabei eine enorme Rolle spielen können.

Ausgerechnet jetzt beschloss er sein Leben, da das katholische Deutschland zu beben beginnt. Der Synodale Weg setzt unerwartete Kräfte frei. Die seit 1965 verdrängten Themen brechen erneut auf. Frauen fordern handfeste Anerkennung, Homosexuelle ihre umfassende Würde ein. Vielerorts wird wieder über die Unfehlbarkeit des Lehramts diskutiert, vor allem aber stehen überall seine großen Themen von 1974 wieder im Mittelpunkt: die wissenschaftlich reflektierte und dogmatisch nicht überlagerte Gestalt Jesu von Nazareth ebenso wie seine stetige Warnung, Glaubensbekenntnisse zu rational abgesicherten Sachdefinitionen verkommen zu lassen, ferner seine Kritik vor einem tödlichen Klerikalismus, der deutlicher denn je seine Fratze zeigt. Verständlich, dass den Glaubenshütern auf

Bischofsstühlen und Kathedern diese Verunsicherung nicht zupass kam. Man muss an den Großinquisitor von Dostojewski denken.

Wie hat Küng darauf reagiert? Auf dem Höhepunkt seines Schaffens hat er die Herren mit Kritik nicht geschont. Doch in diesem entnervenden Kampf hat er sich nie aufgezehrt. Dafür interessierte er sich viel zu sehr für Kulturen, Literatur, Musik, – und für Menschen. Sprichwörtlich war, solange er sie noch leisten konnte, seine Gastfreundschaft, die weder konfessionelle, professionelle noch nationale Grenzen kannte.

Am meisten Bewunderung forderte er mir aber in den letzten Monaten seiner schweren Krankheit ab, als er nur noch mühsam sprechen und sich kaum mehr bewegen konnte. Der brillante Unterhalter, der einst große Gesellschaften dominierte und mühe-los von Sprache zu Sprache wechselte, wurde zu einem milden, innerlich zufriedenen Menschen. Er habe ein gutes Leben gehabt, konnte er sagen. Offensichtlich spürte er in den letzten Tagen seinen Tod nahen und er empfing ihn in großer Zufriedenheit. Ein Wunsch blieb ihm allerdings unerfüllt, den er vor wenigen Tage noch äußerte: Eine Rehabilitierung seines theologischen Lebenswerks durch Rom blieb ihm leider verwehrt. Die Gründe für diese Verweigerung werden Rom, Rottenburg und die Deutsche Bischofskonferenz irgendwann erklären müssen.

Jetzt erfährt Hans Küng wohl, was er 2009 in seinem großen Glaubenszeugnis mit dem Korintherbrief so formulierte: „Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich ganz erkennen, wie auch ich ganz erkannt worden bin. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Das Größte unter ihnen ist aber die Liebe.“ Hans Küng, dieser unermüdliche Arbeiter im Weinberg des Herrn, ein Eidgenosse, dem Tübingen zum Lebensort geworden ist, hat in Gottes Reich seine Heimat gefunden. Er hat meine Theologie und meinen Glauben tief geprägt. In tiefer Ehrfurcht verneige ich mich vor ihm.

Dieser Eintrag wurde veröffentlicht in Aktuelles, Kirche

Norbert Scholl

Keine Rehabilitierung für Küng

In zwei Interviews mit italienischen Zeitungen hat Kardinal Walter Kasper berichtet, er habe im Sommer 2020 Papst Franziskus darüber informiert, dass Hans Küng dem Lebensende nahe sei und in Frieden mit der Kirche sterben wolle. Daraufhin habe Franziskus ihm Grüße und Segenswünsche „in christlicher Gemeinschaft“ aufgetragen. Kasper meint, mit dem Überbringen dieser päpstlichen Segenswünsche habe Franziskus getan, was ihm möglich erschien. Eine „juristische und amtliche Rehabilitierung“ Küngs, dem 1979 die kirchliche Lehrerlaubnis entzogen wurde, sei „aus verschiedenen Gründen in der gegebenen Situation“ unrealistisch gewesen.

Warum hat Kardinal Kasper, der sonst stets auf klare Aussagen bedacht ist, diese „verschiedenen Gründe“ nicht näher benannt? Sind sie ihm selbst nicht recht klar? Vielleicht gibt ein Blick in das „Kanzelwort“ der deutschen Bischöfe Aufschluss, das sie im Januar 1980 herausgaben anlässlich des Entzugs der Lehrerlaubnis für Hans Küng¹; „Professor Küng vertritt in wichtigen Punkten des Glaubens Lehrmeinungen, die im Gegensatz zur verbindlichen Lehre der Kirche stehen.“ So pauschal gesagt, lassen sich dahinter schwerwiegende Tatsachen vermuten. Und was sind die? „Im Vordergrund der Auseinandersetzungen steht das Wort ‘Unfehlbar’... Das aber zieht Professor Küng in Zweifel... Wiederholt betont Professor Küng, er wolle die verbindliche Lehre der Kirche nicht bestreiten, sondern nur ‘Anfragen’ an sie richten. Es ist aber ein erheblicher Unterschied, ob man fragt, was eine Aussage bedeutet und wie sie zu begründen ist, oder ob man diese Aussage selbst in Frage stellt und somit bezweifelt. Professor Küng zieht aber eindeutig verbindliche kirchliche Lehre in Zweifel.“ Wirklich? Im

¹ <https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/veroeffentlichungen/deutsche-bischoefe/DB25.pdf>

Vorwort zu seinem Buch „Unfehlbar? Eine Anfrage“ schreibt er: „Vielleicht darf am Ende dieses offenen Vorwortes noch ein Wort aufgenommen werden, das in anderem Zusammenhang Kardinal Bernhard Alfrink in seiner bedeutenden Abschlussrede zum Holländischen Pastorkonzil - eines der wenigen großen hoffnungsvollen Zeichen für so viele Menschen in dieser nachkonziliaren Zeit - ausgesprochen hat: ‚Wir haben das Gespräch in aller Offenheit geführt und den anderen Gelegenheit geboten, sofern man es wollte, Zeugen unseres Tuns zu sein und beigezogen zu werden. Nochmals: nicht als Propaganda, sondern nur um einen Dienst zu erweisen. Denn was wir besprochen haben, sind wirklich nicht nur unsere Fragen. Niemand darf über die Botschaft des Herrn wie über einen exklusiven Besitz verfügen. Wir werden sie immer als eine herausfordernde und damit auch für uns selbst bisweilen schmerzliche Botschaft erfahren müssen. Damit hoffen wir auch etwas zur Versöhnung der Kirchen beizutragen.‘ In solchem Geist und Ton möchte der Verfasser gerade mit diesem Buch vor die Öffentlichkeit treten und zur Mithilfe in Geduld und Ausdauer anhalten auf dem «langen Marsch durch die Institutionen», bei einem Bemühen, das der unvergessliche John F. Kennedy für seine Aufgabe so charakterisiert hat: ‚Alles dies wird nicht beendet sein in den ersten hundert Tagen. Noch wird es beendet sein in den ersten tausend Tagen, noch in der Zeit dieser Administration und vielleicht nicht einmal zu unseren Lebzeiten auf diesem Planeten. Aber lasst uns beginnen! In euren Händen mehr als in meinen liegt der letzte Erfolg oder Misserfolg unseres Weges“². Das klingt alles andere als umstürzlerisch.

Dass die Umstände des Zustandekommens des Unfehlbarkeitsdogmas alles andere als „normal“ waren, und darum durchaus einer kritischen Rückbesinnung bedürfen, lässt sich inzwischen bei Hubert Wolf nachlesen.³ Wolf selbst sagt dazu in einem In-

terview: „Ein Dogma der Unfehlbarkeit gibt es weder in der Heiligen Schrift noch in der Tradition der Kirche. Diese Bedingungen hatte das Konzil von Trient im 16. Jahrhundert aber als unverzichtbar für eine Dogmatisierung verlangt. Den Bruch mit der kirchlichen Tradition nahm Pius IX. gerne in Kauf. Sein Ausspruch ‚Die Tradition bin ich‘ dürfte für sich sprechen. Und zur Unfehlbarkeit selbst sagte er: ‚Früher, ehe ich Papst war, glaubte ich an die Unfehlbarkeit, jetzt aber fühle ich sie“⁴ Wolf kann heute aufgrund seiner intensiven und unbestreitbaren kirchenhistorischen Forschungsergebnisse viel radikaler formulieren, als es Hans Küng vor 50 Jahren möglich war: Auf die Frage des Interviewpartners, ob sich die Kirche ständig neu erfinden muss, antwortet er ganz unverblümt: „Das wäre zu wünschen, das entspräche dem Begriff der ‚lebendigen Tradition‘. Aber nach 1870 sollte die für jede Religion notwendige fortwährende Aktualisierung ihrer Tradition stillgestellt werden. Aus lebendiger Tradition und ihrer immer neuen dynamischen ‚Erfindung‘ wurde Traditionalismus. Dadurch wurde ein starres Kirchenbild zementiert. Wichtige Chancen für eine lebendige Kirche wurden verspielt. Das kann man aus der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts lernen – wenn man das will“⁵.

Da war Hans Küng viel vorsichtiger. Trotzdem wird er von Rom aufgefordert, seine in der „Anfrage“ geäußerten und – wie wir heute sehen - nur allzu berechtigten Zweifel zu widerrufen. Im Juli 1971 wird ein Lehrverfahren gegen das Buch „Unfehlbar?“ eröffnet. Doch am 15. Februar 1975 entschließt sich die Glaubenskongregation im Auftrag von Papst Paul VI. zu einem ungewöhnlichen Schritt: Sie ermahnt den Theologen, „solche Lehrmeinungen nicht weiter zu vertreten“ und sieht einstweilen von einem weiteren Vorgehen ab. Aber dass sich ein freier Schweizer Bürger einen Maulkorb umhängen lässt, ist nicht zu erwarten.

1974 veröffentlicht er sein Buch „Christsein“⁶, die deutschen Bischöfe bemängeln

² Unfehlbar? Eine Anfrage. Zürich/Einsiedeln/Köln 1970, 21 f.

³ Hubert Wolf, Der Unfehlbare – Pius IX. und die Erfindung des Katholizismus im 19. Jahrhundert München 2020. Und einFilm dazu: <https://www.daserste.de/information/reportage-dokumentation/dokus/sendung/die-kirche-bin-ich-wie-der-papst-unfehlbar-wurde-100.html>

⁴ <https://www.kirche-und-leben.de/artikel/wie-der-papst-unfehlbar-wurde>

⁵ Ebd.

⁶ Hans Küng, *Christ sein*, München 1974..

in einer Erklärung vom November 1977 „eine Reihe von Aussagen“, die „mit grundsätzlichen Hinweisen auf die normative Bedeutung der kirchlichen Überlieferung nicht ... in Einklang zu bringen sind (vgl. besonders die Christologie, die Trinitätslehre, die Theologie der Kirche und der Sakramente, die heilsgeschichtliche Stellung Marias).... Die Loslösung der theologischen Arbeitsmethode von der vorgegebenen Glaubensüberlieferung der Kirche und die eigenwillige Auswahl aus der Hl. Schrift führen zu einer Verkürzung des Glaubensinhaltes ... Die Fülle der Aussagen in der Hl. Schrift und die verbindliche Lehre der Kirche müssen unverkürzt einbezogen werden. Darin darf man nicht eine entbehrliche Komplizierung des Christusglaubens sehen“⁷.

Inzwischen war auf Paul VI. der Pole Karol Wojtyla gefolgt als Johannes Paul II., und der brachte nicht mehr so viel Geduld und Toleranz für den aufmüpfigen Tübinger Theologen auf. Am 15.12.1979 entzog er Hans Küng die kirchliche Lehrerlaubnis.

Gewiss, es wäre schwierig für Papst Franziskus, nun das Steuer herumzureißen und Hans Küng voll zu rehabilitieren. Obwohl er – nach dem Ersten Vatikanischen Konzil (1869/70) – den „Jurisdiktionsprimat“ besitzt, die volle, höchste und universale Rechtsprechungs-Gewalt auf allen Ebenen der Kirche: „Wir lehren demnach und erklären, dass die Römische Kirche auf Anordnung des Herrn den Vorrang der ordentlichen Vollmacht über alle anderen innehat, und dass diese Jurisdiktionsvollmacht des Römischen Bischofs, die wahrhaft bischöflich ist, unmittelbar ist: ihr gegenüber sind die Hirten und Gläubigen jeglichen Ritus und Ranges – sowohl einzeln für sich als auch alle zugleich – zu hierarchischer Unterordnung und wahren Gehorsam verpflichtet, nicht nur in Angelegenheiten, die den Glauben und die Sitten, sondern auch in solchen, die die Disziplin und Leitung der auf dem ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche betreffen“ (DH 3060).

Dem Wortlaut nach hätte der Papst kraft dieser Vollmacht Küng rehabilitieren können. In der Formulierung des Kirchen-

rechts bezeichnet das Jurisdiktionsprimat die „höchste, volle, unmittelbare und universale ordentliche Gewalt“, die der Papst als „Haupt des Bischofskollegiums, Stellvertreter Christi und Hirte der Gesamtkirche hier auf Erden [...] immer frei ausüben kann“ (can. 331 CIC/1983). Warum tat er es nicht? Hatte er Angst vor seinen interneren Gegnern? Aber die glauben doch sicher alle an den Jurisdiktionsprimat und an die Unfehlbarkeit des Papstes und würden das Handeln ihres Oberhirten akzeptieren. Oder doch nicht? Glaubt der Papst vielleicht selbst nicht an seinen eigenen Jurisdiktionsprimat? Dann wäre es höchste Zeit, dass er kraft ebendieser Vollmacht und seiner Unfehlbarkeit das Dogma vom Jurisdiktionsprimat und von der Unfehlbarkeit des Papstes unfehlbar wieder aufhebt. Aber womöglich hat Papst Franziskus gespürt (oder haben es ihm seine Berater gesagt), dass Küngs Rehabilitierung dem gesamten katholischen Kirchensystem einen gewaltigen Schlag versetzen - und damit letztlich Hans Küng recht geben würde.

Werner Müller

Zum Tod von Uta Ranke-Heinemann

Am 25. März 2021 ist die Theologin Uta Ranke-Heinemann im Alter von 93 Jahren in Essen gestorben. Die älteste Tochter des späteren Bundespräsidenten Gustav Heinemann, prominente Kirchenkritikerin und Friedensaktivistin hatte ein an Wenden - um nicht zu sagen: Widersprüchen - reiches Leben; in keinem der zahlreichen Nachrufe fehlt der Hinweis auf ihre zu Provokation und Polemik neigende Persönlichkeit. ("Mein Vater hat, schon als ich Kind war, oft gesagt: Uta, gib nicht immer Widerworte. Das ist wohl so geblieben", sagte Ranke-Heinemann in einem Interview 2002.)

⁷ <https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/veroeffentlichungen/deutsche-bischoefe/DB13.pdf>

Um nur einiges von diesem an Wenden und Kontroversen reichen Leben anzudeuten: Die scharfe Kritikerin der katholischen Kirche – ihr diesbezügliches Hauptwerk *Eunuchen für das Himmelreich* erschien 1988, eine Abrechnung mit der katholischen Sexualmoral – bekundete überraschend Sympathie für ihren „Studienfreund“ Joseph Ratzinger, als dieser 2005 Papst wurde: „In der Kathedrale meines Herzens brennt seit 51 Jahren eine kleine Kerze für Joseph Ratzinger“. In *Nein und Amen*, das 2002 in München mit dem veränderten Untertitel: *Mein Abschied vom traditionellen Christentum* herauskam, heißt es: „Die Erinnerung an Rudolf Bultmann, den Gelehrten voller Hilfsbereitschaft, den Aufgeklärten voller Frömmigkeit, hat mich durch mein Leben begleitet... gleichzeitig hat mich sein Beispiel gelehrt, dass auch der Skeptiker ein Christ sein kann, wenn auch nicht auf die herkömmliche Weise.“

Ihre theologisch-akademische Karriere begann, nachdem sie 1953, nach 13 Semestern Studium der evangelischen Theologie in Oxford, Bonn, Basel und Montpellier, zum Missfallen ihrer Herkunftsfamilie die katholische Konfession ihres Partners Edmund Ranke angenommen hatte, mit einer Promotion in katholischer Theologie bei Michael Schmaus in München. 1954 wurde sie mit der Dissertation *Das frühe Mönchtum. Seine Motive nach den Selbstzeugnissen der ersten Mönche* zur Dr. theol. magna cum laude promoviert. Danach war sie Dozentin an einem Katechetinnen-Seminar in Bonn und an der Pädagogischen Hochschule in Neuss. Als erste Frau der Welt wurde sie 1969 in katholischer Theologie habilitiert und wurde Professorin zunächst in Neuss, dann in Essen. Ihre Antrittsvorlesung hielt sie über das Thema „*Ökumenische Aufgaben der Kirchen heute*“. Nachdem sie in einer Fernsehsendung öffentlichkeitswirksam das Dogma von der Jungfrauengeburt geleugnet hatte – insgeheim und in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit dürften das damals schon viele Theologen getan haben – entzog ihr der damalige Ruhrbischof Franz Hengsbach die Lehrerlaubnis, worauf sie auf einen konfessionsunabhängigen Lehrstuhl für Religionsgeschichte wechselte. 1990 wurde sie emeritiert.

Ihre politische Karriere als Pazifistin und „linke Ikone“ wies ebenfalls viele Wendungen auf. Sie gipfelte in der Kandidatur für das Amt der Bundespräsidentin 1999 auf Vorschlag der PDS. Sie unterlag deutlich Johannes Rau, dem Ehemann ihrer Nichte Christina.

Der heutige Essener Bischof Franz-Josef Overbeck würdigte die Verstorbene, die nie formell aus der Kirche ausgeschlossen wurde oder ausgetreten ist, für ihr Engagement in der Entwicklungspolitik, in der humanitären Hilfe und der Friedensbewegung. Sie habe aus einer kritischen und später distanzierten Haltung „die Kirche begleitet, betrachtet und beurteilt“.- R.I.P.

Personen - Fakten - Trends

Antisemitischer Skandal an der Katholischen Universität Lublin (KUL)

Wer geglaubt hat, der zu den Gründungsmythen des europäischen Antisemitismus zählende jüdische Ritualmord gehöre der Vergangenheit an, der irrt sich. In Polen jedenfalls kann ein Professor ungestraft öffentlich behaupten, Juden hätten christliche Kinder geraubt, sie getötet und ihr Blut zur Herstellung der Matzen verwendet. Archiv-Akten rechtsgültiger Prozesse würden dies zweifelsfrei bestätigen.

Dieser Skandal liegt gut zwei Jahre zurück. Er ereignete sich auf einer von der Kirchenzeitung „Nasz Dziennik“ organisierten Veranstaltung. Der an der KUL lehrende Priester und Professor Tadeusz Guz sagte dabei u. a.: „Meine Damen und Herren, wir wissen, dass sich diese Fakten, nämlich die Ritualmorde, nicht aus der Geschichte tilgen lassen.“

Der Gemeinsame Rat von Christen und Juden reagierte prompt. Er appellierte an den Rektor der KUL sowie an den Lubliner Erzbischof, öffentlich Stellung zu beziehen und

gegen Professor Guz Disziplinarmaßnahmen einzuleiten. Die Pressesprecher der Kurie wie der KUL verurteilten daraufhin die Aussage von Professor Guz als „unwahr“ sowie als „Schädigung des guten Namens der Erzdiözese und der KUL.“ Zudem wurde ein Disziplinarverfahren gegen Guz eröffnet.

Das Verfahren zog sich in die Länge und war nach zwei Jahren noch nicht abgeschlossen. In dieser Zeit gab es sowohl in der Leitung der Erzdiözese als auch im Rektorat der KUL einen Wechsel. Im Oktober 2020 wurde unter den neuen Herren das Verfahren schließlich eingefroren.

Der Gemeinsame Rat meldete sich erneut zu Wort und forderte eine klare Stellungnahme. Diese erfolgte im März 2021 durch die Disziplinarkommission der KUL. Sie erklärte, bei der Frage nach jüdischen Ritualmorden handele es sich um einen bislang ungelösten Diskurs, in dem Professor Guz bemüht sei, „aufgrund wissenschaftlicher und didaktischer Arbeit die Wahrheit herauszufinden und aufzuzeigen. Auch wenn sie für die jüdische Gesellschaft schwer annehmbar ist, so beruht sie doch auf einem Wissen, das auf zugänglichen Materialquellen basiert und durch wissenschaftliche Analysen gewonnen wurde.“ So kommt denn die Kommission zu dem Schluss:

„Man kann Professor Guz nichts vorwerfen, denn unter Anwendung wissenschaftlicher Methoden bestätigte er die von Juden verübten Ritualmorde, und seine gute Absicht beweist sein Gebet für die Juden.“

Was tut es zur Sache, dass die angeblichen jüdischen Ritualmorde wissenschaftlich längst widerlegt sind, dass sie als Vorwand von Judenverfolgungen sowie als Rechtfertigung des Antisemitismus dienten und dass seit dem 18. Jh. die Päpste die Verbreitung dieser falschen und gefährlichen Vorwürfe untersagt und die Juden vor ihnen verteidigt haben?

Seine Aussage über die angebliche Faktizität jüdischer Ritualmorde ist nicht die einzige Auffälligkeit, mit der der - von Präsident Andrzej Duda ausgezeichnete - Professor das Interesse der Öffentlichkeit auf sich lenkt. Auch sonst sind von ihm Dinge zu hören, worüber der aufgeklärte Zeitgenosse bestenfalls nur verwundert den Kopf schütteln kann: So etwa wenn er in Radio Maryja oder im Fernsehsender Twram behauptet,

die ökologische Bewegung sei „ein grüner, atheistischer, materialistischer und nihilistischer Neomarxismus.“ Und geradezu gemeingefährlich ist, was Guz zur gegenwärtigen Pandemie zu sagen hat: „Eine massenhafte Teilnahme an der hl. Messe führt nicht zu einem Anstieg der Infektionen, denn Gott wird dies zu verhindern wissen.“ Ebenso gehe vom Kommunionempfang keine Gefahr aus, denn schließlich handele es sich hier um „einen heiligen Akt, der keine Ansteckung zulässt.“

Bedauerlich ist allerdings, dass Professor Guz mit seinen „Wahrheiten“ die einst hoch angesehene KUL in Misskredit bringt, fragt man sich doch, was von einer Universität zu halten ist, die einen solchen Pseudowissenschaftler in ihrem Lehrkörper duldet. (Th. M.)

Stadt Straßburg unterstützt nicht Moschee-Bau

Der Bauträger Millî Görüş zieht seinen Förderantrag an die Stadt Straßburg zurück; beantragt und am 22. März 2021 unter Auflagen genehmigt worden waren Zuschüsse von etwa 2,5 Millionen Euro zum etwa 32 Millionen teuren Bau der Eyyub-Sultan-Moschee, einer der größten Europas. Der grün dominierte Stadtrat unter Leitung von Bürgermeisterin Jeanne Barséglian war heftig kritisiert worden: Bis hin zu Präsident **Emmanuel Macron** hatte die französische Regierung ihr Missfallen an der Förderung eines Vereins ausgedrückt, der dem türkischen Präsidenten nahesteht und sich von islamistischen Tendenzen nicht wirklich abgrenzt, was im Kontext der neuen Anti-Separatismus-Gesetzgebung inakzeptabel schien. (F.A.Z. 20./ 29. März 2021)

Weitere Einschränkung der Religionsfreiheit in China

„Jeder religiöse Funktionär muss das Vaterland lieben, die Führungsrolle der Chinesischen Kommunistischen Partei und das sozialistische System unterstützen, die Verfassung, die Rechte, die Regulierungen und die Grundsätze beachten, in der Praxis die Grundwerte des Sozialismus umsetzen,

die Prinzipien der Unabhängigkeit und Selbstverwaltung der Religion wahren sowie die Religionspolitik Chinas respektieren, zur nationalen und ethnischen Einheit, zum religiösen Frieden und zur sozialen Stabilität beitragen.“

Bei diesem Zitat handelt es sich um eine unter mehreren Rechtsbestimmungen, die seit dem 1. Mai u. a. für katholische Priester und Bischöfe verpflichtend sind. Mit dem neuerlichen Dekret werden religiöse Gemeinschaften wie staatliche Institutionen behandelt und die in ihnen engagierten Personen als ihre Funktionäre. Wie in jedem Zivilberuf muss ihre Tätigkeit bestimmten Regeln unterliegen sowie registriert, also genehmigt, und kontrolliert werden.

Zu diesem neuen Religionsgesetz hat sich bereits die Gesellschaft für Menschenrechte geäußert: Sie sieht in den Bestimmungen ein weiteres totalitäres Instrument zur Einschränkung der Religionsfreiheit. Die Bestimmungen betreffen nicht nur christliche Glaubensgemeinschaften, sondern gelten ebenso für buddhistische und islamische Geistliche. Letztlich zielen sie darauf ab, das religiöse Leben in China voll und ganz der Kontrolle der Kommunistischen Partei zu unterstellen.

Dazu passt ein unlängst in Hongkong erschienenen offizielles Lehrbuch für den Religionsunterricht, in dem es u. a. heißt: „Wir sind Kinder der chinesischen Nation. Durch seine Taten lehrt uns Jesus, die eigene Nation und ihre Kultur zu lieben. Bist du bereit, Jesus nachzufolgen?“ (Th.M.)

Transgender-Bischof in lutherischer Kirche

In den USA ist erstmals eine offen als Transgender lebende Person in ein Bischofsamt gewählt worden. Megan Rohrer wurde von der Synode der "Evangelical Lutheran Church in America's Sierra Pacific" für eine Amtszeit von sechs Jahren gewählt, berichtete das Portal "Religion News Service". Rohrer ist Pastor einer lutherischen Gemeinde in San Francisco, Seelsorger des dortigen Polizeibezirks und besonders für das Engagement für queere Obdachlose bekannt. Die 41-jährige Person, die nach eigener Aussage familiäre Bezie-

hungen zu Nikolaus von der Flüe (1417 – 1487), dem Schweizer Nationalheiligen hat, allerdings nur in 16. Generation, wurde 2006 unter besonderen Umständen ordiniert, die Ordination aber offiziell erst 2010 anerkannt. Rohrers Landeskirche im Norden der Bundesstaaten Kalifornien und Nevada besteht aus 180 Gemeinden mit mehr als 36.000 Mitgliedern. In den meisten der größeren evangelischen Kirchen der USA gibt es seit knapp zwei Jahrzehnten offen homosexuell lebende Bischöfinnen und Bischöfe. Sich zu ihrer Identität als Transgender bekennende Oberhirten sind in den USA und weltweit dagegen ein Novum. (katholisch.de 10.5.2021)

Drei Frauen in drei unterschiedlichen Kirchen

Im Mai 2021 wählte die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) Anna-Nicole Heinrich zu ihrem Präses (Vorsitzende), d. h. in das ranghöchste Laienamt der evangelischen Kirche. Schon im ersten Wahlgang setzte sich die 25-jährige Studentin, die seit 2015 dem Kirchenparlament als Jugenddelegierte angehört, gegen eine 41-jährige Richterin und Grünen-Politikerin durch. Sie folgt in diesem Amt auf erfahrene Politiker wie Gustav Heineemann, den späteren Bundespräsidenten, und auf ihre unmittelbare Vorgängerin Irmgard Schwaetzer, ehemalige Staats- und Bundesministerin.

Diese Wahl fand über die Kirche hinaus große Beachtung. Sie wurde als Ausdruck des Wunsches nach Erneuerung in Kirche und Gesellschaft gesehen. Heinrich hat sich schon bisher dafür engagiert, sie gehörte dem sog. Z-Team an, das für die inhaltliche Planung der EKD-Reform zuständig war, und ist eine der Initiatorinnen des bundesweiten kirchlichen Hackathons „#glaubengemeinsam“.

Der EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm wertete das Ergebnis als "historisch", als "ganz starkes Zeichen für unsere Kirche", es zeige die Bedeutung junger Menschen für die Gestaltung der Zukunft. Die Gewählte selbst kommentierte: „Wie verdammt mutig ist diese Kirche!“.

Neben ihrem Alter ist auch ihre religiöse Sozialisation ungewöhnlich: Sie stammt aus

einer nicht-christlichen Familie aus Thüringen, wuchs in der katholisch geprägten Oberpfalz auf und wurde als Schulkind getauft („Nicht getauft gibt's hier nicht“). Die Philosophie-Studentin, die derzeit noch einen Master in „Digital Humanities“ macht und ihren Lebensunterhalt als wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Pastoraltheologie und Homiletik der Fakultät für Katholische Theologie der Universität Regensburg verdient, spricht ohne Scheu auch über Berührungspunkte zum charismatischen Spektrum; in der Synode gehört sie dem konservativen Gesprächskreis „Lebendige Gemeinde“ an. Als „hoffnungsvoll, integrierend und pragmatisch“ beschreibt sie in ihrer Bewerbungsrede ihr Kirchenbild, und spricht auch offen darüber, dass Kirche stärker unternehmerisch denken und Einsparungen vornehmen müsse. (www.ekd.de/epd/SZ 10.5.2021)

Bereits im November 2020 wurde die Schweizer Theologin Rita Famos (55) zur Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche der Schweiz (EKS) gewählt, als erste Frau in diese Spitzenposition der Schweizer Reformierten. Sie folgte auf Gottfried Locher, der nach Beschwerden über Machtmissbrauch und „psychische und sexuelle Grenzverletzungen“ gegenüber kirchlichen Mitarbeiterinnen im Mai 2020 zurückgetreten war. Rita Famos soll nach diesen Turbulenzen ihre Kirche aus der Krise führen, sie betonte, dass sie eine „partizipative Führungskultur etablieren“ und darauf hinarbeiten wolle, dass sich die reformierte Kirche gemeinsam bewege.

Nach dem Studium der Theologie in Bern, Halle (DDR) und Richmond (USA) und ihrer Ordination arbeitete sie als Gemeindepfarrerin, als Beauftragte für die Pfarrausbildung oder als Sprecherin des «Wort zum Sonntag». Seit 2013 war sie in der Zürcher Landeskirche Abteilungsleiterin Spezialseelsorge. Sie gilt als „tatkräftige, dynamische und vermittelnde Person“.

(Persönliche Nachbemerkung: Die Pfarrerin Rita Famos hat im August 2011 die älteste Tochter eines *imprimatur*-Redakteurs kirchlich getraut. Die zweisprachige deutsch-französische Traupredigt/ Sermon hat unseren hohen theologischen Maßstäben vollauf genügt. Das entsprechende –

mit der Redaktion allerdings nicht abgesprochene – Feedback hat sie offenbar sehr gefreut.)

Ab 1. Juli 2021 wird Beate Gilles (51) als Generalsekretärin das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) leiten und zugleich die Geschäftsführung des Verbandes der Diözesen Deutschlands (VDD), des wichtigsten Finanzorgans der DBK, übernehmen. Sie wurde auf der digital durchgeführten Frühjahrskonferenz als erste Frau in dieses Amt gewählt, als Nachfolgerin von P. Hans Langendörfer SJ (siehe *imprimatur* 1/2021, S. 50).

Beate Gilles absolvierte ein Lehramtsstudium (katholische Religion, Deutsch) in Bonn und promovierte dort in Liturgiewissenschaft. Nach einiger Zeit als freie Referentin in der Erwachsenenbildung und Fernseharbeit war sie Leiterin und Geschäftsführerin des Katholischen Bibelwerks Stuttgart, dann seit 2010 Dezernentin für Kinder, Jugendliche und Familie im Bistum Limburg. Dessen Bischof Georg Bätzing, der amtierende Vorsitzende, bezeichnete ihre Wahl als „starkes Zeichen, dass die Bischöfe ihrer Zusage nachkommen, Frauen in Führungspositionen zu fördern“. An die neue, weibliche Generalsekretärin, die sich gegenüber 68 männlichen Bischöfen behaupten muss, richten sich große Erwartungen, gerade in der gegenwärtigen „herausfordernden, aber auch spannenden Phase für die katholische Kirche in Deutschland“, wie sie selbst formuliert. Als Marathonläuferin fühle sie sich diesen Herausforderungen durchaus gewachsen. (dbk.de / Paulinus 7.3.2021)

Bundesverdienstkreuze

Am 8. April 2021 sind der Sprecher der Betroffenenorganisation „Eckiger Tisch“, Matthias Katsch, und der Jesuitenpater Klaus Mertes gemeinsam für ihre Verdienste um die Bekämpfung von Kindesmissbrauch mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden. Katsch ist ein ehemaliger Schüler des Berliner Canisius-Kollegs, der sich 2010 an dessen damaligen Leiter Mertes wandte und Missbrauch in den 1970er und 1980er Jahren offenbarte, die dieser dann öffentlich machte und so

den Missbrauchsskandal in der katholischen Kirche auslöste.

Bei der Verleihung im Schloss Bellevue sagte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier wörtlich: „Sie beide haben sich in der Tat große und vor allem auch bleibende Verdienste um unser Gemeinwesen erworben. Sie haben sich mit viel Mut und großer Beharrlichkeit für die Aufdeckung und Aufklärung abscheulicher Verbrechen in unserer Gesellschaft engagiert. ... jahrzehntelang haben mächtige Institutionen den Mantel des Schweigens über tausendfachen Missbrauch ausgebreitet... Durch Ihrer beider Wirken, Herr Katsch und Pater Mertes, ist der Kampf gegen den sexuellen Kindesmissbrauch und für die Aufklärung über die unvorstellbaren Dimensionen, die er mitten in unserer Gesellschaft angenommen hat, zu einem Thema geworden, zu einem Thema, das jetzt auf der Tagesordnung steht und geblieben ist.“ - Die beiden Ausgezeichneten engagieren sich bis heute dafür, dass Missbrauch in Kirchen und anderen Einrichtungen aufgearbeitet wird und präventive Maßnahmen ergriffen werden.

Von Klaus Mertes ist zuletzt das Buch erschienen: *Den Kreislauf des Scheiterns durchbrechen* (siehe die Besprechung von Aloys Wener in diesem Heft S. 85).

Der Münchner Kardinal Reinhard Marx hat auf die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes verzichtet, nachdem Missbrauchsbetroffene Kritik geäußert hatten. Marx schrieb an den Bundespräsidenten: „Die Kritik, die von Menschen geäußert wird, die von sexuellem Missbrauch im Raum der Kirche betroffen sind, nehme ich sehr ernst, unabhängig von der Richtigkeit der einzelnen Aussagen...“; er fühle sich persönlich und auch als Amtsträger der Kirche der Aufarbeitung verpflichtet. Eine Sprecherin des Bundespräsidialamtes teilte mit, Steinmeier respektiere den Entschluss des Kardinals, auch einige Betroffene, u.a. Matthias Katsch, äußerten Respekt, andere kritisierten, dass Marx sich bisher nicht inhaltlich zu den vorgebrachten Kritikpunkten geäußert habe. Diese beziehen sich auf die nicht aufgearbeitete Rolle von Marx in mehreren Missbrauchsfällen.

Einer davon wurde in der ZEIT-Beilage *Christ und Welt* vom 29.4.2021 ausführlich dargestellt (K. Bernardy, R. Löbber: Marx im Woelki-Test, S. 4f). Darin werden Marx - unter Anlegung der Maßstäbe des sog. Gercke-Gutachtens für das Erzbistum Köln - „mehrere eindeutige Pflichtverletzungen“ vorgeworfen. Der Missbrauchsfall des Pfarrers M. aus einer zum Bistum Trier gehörenden saarländischen Gemeinde soll von den damaligen Bistumsverantwortlichen, wozu auch der heutige Diözesanbischof Stephan Ackermann und der Limburger Bischof Georg Bätzing gehörten, nicht entsprechend den kirchenrechtlichen Vorschriften behandelt worden sein. Alle drei bedauern heute ihr Verhalten vor 15 Jahren (Marx: „Mein Verhalten damals bedauere ich sehr“. Bätzing: „Ja, wir hätten früher eingreifen müssen“. Triers Bistums-sprecherin beteuert, dass die früheren und heutigen Bistumsverantwortlichen schon mehrfach eingeräumt hätten, „dass sie sich schon 2006 mehr für M. und die Erkenntnisse der Staatsanwaltschaft hätten interessieren sollen“.)

Unmittelbar nach der Veröffentlichung in der ZEIT erklärten die drei Bischöfe gemeinsam, dass sie im Fall des Priesters M., der eine hohe Komplexität aufweise, Verantwortung übernähmen: „In der Tat sind im Verlauf der Bearbeitung dieses Falls Fehler passiert.“ (Christ & Welt Nr. 19, 6.5.2021). Der Fall wurde inzwischen von Rom an das (kirchliche) Metropolitengericht in Köln übergeben; außerdem stellen sie eine Untersuchung durch die Unabhängige Aufarbeitungskommission im Bistum Trier in Aussicht - die allerdings, da noch nicht vollständig konstituiert, ihre Arbeit noch nicht aufgenommen hat.

Segnungsgottesdienste trotz Segnungsverbot

Trotz des vatikanischen „Nein“ zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare (Responsum ad dubium der Kongregation für die Glaubenslehre über die Segnung von Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts (22. Februar 2021) (vatican.va) - siehe dazu in diesem Heft: Stephan Goertz und Magnus Striet, Zum Umgang mit homosexuellen Paaren, sowie Freckenhorster Kreis) fanden im Rahmen der bundeswei-

ten Aktion „Liebe gewinnt“ am 9./10. Mai 2021 rund 110 Segnungsgottesdienste statt. Die Initiatoren, eine Gruppe von 16 Priestern und Gemeindeferenten, reagierten damit auf das auch von Bischöfen, Generalvikaren, Dechanten... heftig kritisierte Verbot. Der Vorsitzende der DBK, Bischof Georg Bätzing, hatte es ebenso scharf kritisiert, ging aber trotzdem – wohl um Befürwortern unter den Bischöfen, wie üblich vor allem aus Süddeutschland, entgegenzukommen - auf Distanz zur Initiative „Liebe gewinnt“. Seine Begründung: Gottesdienste seien nicht „als Instrumente für kirchenpolitische Manifestationen oder Protestaktionen geeignet“. Es wurde bezweifelt, ob dies überhaupt die Intention der Segnungen war, zumindest nicht die primäre oder direkte.

Zur gesamten Debatte um diese Frage hier vielleicht noch die Stimme eines „einfachen“ Pfarrers, dessen Predigten auch immer wieder in dieser Zeitschrift zu lesen sind, Karl Josef Wendling, Pfr. i.R. aus Bous (Saarland): „Ich habe in meinem langen Leben die Erfahrung gemacht, dass es in Vielem keine endgültigen Antworten gibt... Ich habe in meinem Leben viel dazu gelernt und bin froh darüber. Dazu gehört auch die Einstellung zur Homosexualität und zu den Menschen, Männern und Frauen, die diese Veranlagung haben. Ich habe mich nicht nur theoretisch mit diesem Thema beschäftigt, sondern auch solche Menschen kennen und schätzen gelernt.“ (Leserbrief im Paulinus vom 16. Mai 2021).

Über das *Responsum ad dubium* war es auch zu einer Kontroverse unter Kirchenrechtlern gekommen, als der in den Niederlanden und an der Päpstlichen Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz bei Wien lehrende Kirchenrechtler und hauptamtliche Diözesanrichter am Erzbischöflichen Offizialat des Erzbistums Köln, Gero P. Weishaupt, – eben jenem Gericht, wo der Fall M. (siehe oben) kirchenrechtlich abschließend geklärt werden soll – die Ansicht vertrat, dass ein Bischof, der die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare dulde, sich sofort die Exkommunikation zuziehe. Bis zum heutigen Tag ist allerdings nicht bekannt geworden, dass deutsche Bischöfe reihenweise exkommuniziert worden sind. (SZ 8./9. 5., FAZ 11.5., TV Trier 11.5.2021)

Ein heftiger Schlagabtausch

Johanna Rahner ist seit 2014 an der Universität Tübingen Professorin für Dogmatik, Dogmengeschichte und Ökumenische Theologie, seit 2020 Vorsitzende des Katholisch-Theologischen Fakultätentages. In einem Frauenforum des Bistums Rottenburg-Stuttgart beklagte sie die fehlende Gleichberechtigung der Frau in der katholischen Kirche, in ihrem Kirchenrecht und in der Praxis. Polemisch meinte sie, wer nicht für die Gleichberechtigung der Frau eintrete und Änderungen anstrebe, sei ein Rassist.

Dies erregte den Zorn des Passauer Bischofs Stefan Oster, der für seine reaktionären Positionen nicht nur zur Frauen- und Genderfrage, sondern auch zu Zölibat und Interkommunion oder generell zu Strukturen der Kirche bekannt ist. Er wies nicht nur den Begriff „Rassist“ zurück, sondern drohte zugleich mit Machtmitteln. Er stellte die Finanzierung bestimmter Medien, die solche Thesen publizierten, in Frage und verwies darauf, dass auch Universitätstheologen, die einen großen Spielraum für Forschung und Lehre hätten, bestimmte „Leitplanken“ in ihren Äußerungen berücksichtigen müssten.

Johanna Rahner wehrte sich und verlangte eine Entschuldigung seitens des Bischofs. Anscheinend hat ein Gespräch eine Einigung erbracht: Der Bischof entschuldigte sich für seine verkürzte Auffassung der Rahnerschen Aussagen, Johanna Rahner will nicht mehr von Rassismus sprechen.

Der 3. Ökumenische Kirchentag

fand unter dem Motto „Schaut hin“ vom 13. bis 16. Mai 2021 in Frankfurt a.M. statt, weitgehend digital und dezentral. Laut Kirchentagsbüro haben rund 160 000 Menschen die etwa 200 Veranstaltungen in unterschiedlichen Formaten online verfolgt. Nur an den vier konfessionellen Gottesdiensten am Samstag und dem Abschlussgottesdienst am Sonntag unter evangelischer und griechisch-orthodoxer Leitung konnte eine begrenzte Anzahl (nach Voranmeldung und mit negativem Corona-Test) live teilnehmen. Trotz der coronabedingten Einschränkungen, die kaum persönliche Begegnungen zuließen und naturgemäß die intellektuelle Ausei-

nersetzung mit kontroversen Themen favorisierten, zogen die Veranstalter eine insgesamt positive Bilanz. Vor allem die Ökumene sei durch den Kirchentag weiter gestärkt worden. Der Kirchentag hat ein „Zeichen der Einheit“ gesendet.

Dies vor allem bei den konfessionellen Gottesdiensten am Samstag, bei denen die jeweils andere Konfession ausdrücklich zu Eucharistie bzw. Abendmahl eingeladen war. Die in den Gemeinden längst praktizierte ökumenische Gastfreundschaft – die ja noch keineswegs die erhoffte und angestrebte gemeinsame Mahlgemeinschaft darstellt, aber etwa beim 2. Ökumenischen Kirchentag 2010 in München noch zur Suspendierung von Gotthold Hasenhüttl geführt hatte – wurde auch hier an prominenter Stelle sichtbar: Entgegen dem klaren Nein aus Rom wurden Nichtkatholiken zur Kommunion eingeladen. So reichte der (katholische) Stadtdekan Johannes zu Eltz beim Gottesdienst im Frankfurter Dom die Kommunion nicht nur dem Bischof Georg Bätzing, sondern auch der evangelischen Kirchentagspräsidentin Bettina Limperg. Umgekehrt nahm der Präsident des ZdK Thomas Sternberg in einer evangelischen Gemeinde am Abendmahl teil. (Die Vorgeschichte, die zurückreicht bis zur vor zwei Jahren erschienenen Studie "Gemeinsam am Tisch des Herrn" des Ökumenischer Arbeitskreises von evangelischen und katholischen Theologen (ÖAK), die zu heftigen Disputen mit Rom geführt hatte, sei an dieser Stelle nur erwähnt).

Inhaltlich war der Kirchentag, neben gesellschaftspolitischen Fragen wie Klimawandel, Migration, Seenotrettung, Antisemitismus, Rassismus... (mit den üblichen Stippvisiten der Politprominenz), geprägt von den aktuellen Krisen in beiden Kirchen, insbesondere dem Umgang mit sexualisierter Gewalt in den eigenen Reihen. Insofern lautet ein treffendes Stichwort: Ökumene der Not! In diese gerieten denn auch manche offiziellen Amtsträger beider Kirchen bei ihren Interventionen auf den Kirchentagspodien.

Insgesamt konnten die Veranstalter eine – verhalten – positive Bilanz ziehen und sahen sich in ihrer Entscheidung, den Kirchentag wegen Corona nicht abzusagen, gerechtfertigt – auch wenn der Mitherausgeber einer am Ort erscheinenden überregio-

nalen Zeitung eine „antiseptische und freudlose“ Veranstaltung, einen „Kirchentag ohne Heiligen Geist“ mitbekommen haben will (Carsten Knop, FAZ 16.5.2021). Der weht bekanntlich ja auch nur dort, wo ER will!

Kölner Gutachten – und die Konsequenzen

Am 18. März 2021 wurde in Köln ein neues, von der Rechtsanwaltskanzlei Gercke – Wollschläger (GW) erstelltes Gutachten über „Pflichtverletzungen von Diözesanverantwortlichen des Erzbistums Köln im Umgang mit Fällen sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen und Schutzbefohlenen durch Kleriker oder sonstige pastorale Mitarbeitende des Erzbistums Köln im Zeitraum von 1975 bis 2018“ der Öffentlichkeit vorgestellt und dem Auftraggeber, Erzbischof Rainer Maria Woelki, und seinem Generalvikar Markus Hoffmann sowie dem Betroffenenbeirat übergeben; inzwischen ist das über 900 Seiten umfassende Gutachten als PDF-Dokument auf der Homepage des Erzbistums allgemein einsehbar. Ein erstes Gutachten, mit dem die Münchner Anwaltskanzlei Westphal Spilker Wastl (WSW) beauftragt worden war, wurde wegen angeblicher methodischer Mängel und aus presserechtlichen Gründen zurückgehalten – was zum Vorwurf der Verschleppung der Aufarbeitung und zu den „Kölner Wirren“ führte, von denen in *imprimatur* 1/2021, S. 48 ff. kurz berichtet wurde. Insofern wurde das neue Gutachten, das endlich Klarheit in die Aufarbeitung des Missbrauchs in Köln bringen und die Namen der Verantwortlichen benennen sollte, mit großer Spannung erwartet.

Es stellt insgesamt 75 Verletzungen der jeweils geltenden kirchenrechtlichen Pflichten und staatlichen Rechtsnormen fest. Sie lassen sich einzelnen Verantwortlichen zuordnen, angefangen von den Kardinälen Joseph Höffner (8) und seinem Nachfolger Joachim Meisner (24, also fast ein Drittel aller Fälle) – der außerdem einen geheimen Ordner mit dem Titel „Brüder im Nebel“ führte und als „dreister Lügner“ (Daniel Deckers in FAZ 19. 3. 2021) entlarvt wurde – bis zum heutigen Kölner Kardinal Woelki, der sich keine Pflichtverletzung im Umgang mit Missbrauchsfällen zuschulden

kommen ließ – manche Kirchenrechtler sehen das in mindestens einem Fall anders, er selbst gestand „beschämende Unzulänglichkeiten“ ein. Eine hierarchische Ebene tiefer wurde ebenfalls gegen geltende kirchliche Vorschriften verstoßen: von den Generalvikaren Norbert Feldhoff 13 mal, Dominikus Schwadderlapp 8 mal und Stefan Heße 11 mal. Außer diesen persönlich zuordenbaren Verfehlungen ist im Gutachten auch von „systembedingter Vertuschung“ die Rede: „Desaströse Aktenführung, chaotisches Verwaltungshandeln, subjektiv empfundene Unzuständigkeit, Rechtsunkenntnis...“ (Deckers ebd.). Dementsprechend listet das Gutachten eine ganze Reihe von „Hausaufgaben“ auf.

Unmittelbare Konsequenzen des GW-Gutachtens waren, dass der heutige Weihbischof Schwaderlapp von Woelki vorläufig seines Amtes enthoben wurde und selbst dem Papst seinen Rücktritt anbot. Der heutige Hamburger Erzbischof Heße bot noch am selben Tag ebenfalls seinen Rücktritt an und bat um sofortige Entbindung von seinen Aufgaben; der Papst hat inzwischen lediglich eine „Auszeit gewährt“. Weihbischof Ansgar Puff, dem das Gutachten einen Verstoß gegen die Aufklärungspflicht in seiner Zeit als Personalchef ankreidete, wurde auf seine eigene Bitte von seinen Aufgaben freigestellt. Günter Assenmacher, seit 25 Jahren Leiter des Kirchengerichts und kurz vor seiner Pensionierung stehend, wurde erst mal beurlaubt.

Woelki selbst, der eigene Schuld einräumt, will aber nicht zurücktreten. Er sähe darin eine Flucht aus der moralischen Verantwortung, er sehe sich stattdessen in der Pflicht, die Ursachen jahrelanger „systembedingter Vertuschung“ zu beseitigen und die Sorgen der Betroffenen, statt die Sorge um den Ruf der Kirche, in den Mittelpunkt zu stellen. Diesen schönen Worten sollen Taten folgen, mit einem Acht-Punkte-Plan wollen der Erzbischof und sein Generalvikar eine konsequente Reform des Kirchenrechts und der Verwaltung in Gang setzen – um weiter- und tiefergehende gehende Reformen, etwa der Sexualmoral und der Ämterstruktur, zu vermeiden?

Fundsachen

Aphorismen zur Zeit

- Jedem Zeitgewinn folgt eine Gewinnwarnung.
- Entscheidend im Leben ist es nicht, wieviel Zeit man hat, entscheidend ist, wie viel man von der Zeit hat.
- Die Gleichung „Zeit ist Geld“ stimmt allein deshalb nicht, weil diejenigen, die keine Zeit haben, nicht pleite, sondern tot sind.
- Je weniger Zeit man in Geld verrechnet, umso zeitreicher wird man.
- Es zählt zu den größten menschlichen Fehlleistungen, die Zeit zum Zahlungs- und nicht zum Lebensmittel gemacht zu haben.
- Man muss nicht schneller werden, und auch nicht mehr machen, um besser zu leben.
- So lange man für den Aufgang der Sonne nicht zu zahlen hat, sollte man zweifeln, ob Zeit Geld ist.
- Eines lässt sich im Leben nie wieder gut machen: Sich nicht genügend Zeit genommen zu haben.

Quelle: Karlheinz A. Geissler, Dr. phil., em. Professor für Wirtschafts- und Sozialpädagogik in München. Er lebt seit über 30 Jahren ohne Uhr und ist einer der bekanntesten Zeitforscher. Autor zahlreicher Publikationen zu diesem Thema. Ende Juni 2021 erscheint von ihm in der Reihe „einfach leben“ das Buch **Immer mit der Ruhe. Das Leben ist zu schön für Hast und Hektik** (Freiburg 2021, 176 S.), in dessen Kontext auch die vorliegenden Aphorismen entstanden. (WM)

Benno Rech

Die Glosse

Rauschheim am Tag der Arbeit,
1.Mai 2021

Lieber Joseph,

Du hältst es nicht aus, was sich in unserer Kirche gegen den Geist von Jesus alles abspielt! Und in den Schlamassel sind nicht in erster Linie Leute wie Du und ich, es sind höchste „Würdenträger“, also Kerle bis zum Kardinal, darin verwickelt.

Ich muss Dir erzählen, wie es zu meiner Aufregung gekommen ist: Vergangenen Freitag bin ich auf meinem Verdauungsspaziergang an unsrem Bahnhofskiosk vorbeigeschlendert. Beim flüchtigen Blick auf die Zeitschriftenauslage fesselte mich ein Aufmacher in Farbe: Ins Auge sprang ein Kirchturm mit Kreuz daneben in großen Lettern die Schlagwörter „Lügen! Vertuschen! Diskriminieren!“ Ich dachte Karamba, ein Kirchenblatt (Publik Forum)! Neugierig kaufe ich es. Die erste Information. Es dreht sich um die Provokationen im Erzbistum Köln. Der Knackpunkt: Damals wurde Kardinal Meisner gefragt, ob er von den Missbrauchsfällen im Erzbistum gewusst habe, und er log in Art eines Unfehlbaren mit klarem Nein. Aber man kam ihm auf die Schliche. Er hat nämlich eigenhändig eine Akte über Missbrauchstäter verharmlosend schönfärberisch mit „Brüder im Nebel“ überschrieben.

Joseph, wie soll unsereiner mit seinem zur Ehrlichkeit *erzogenen Gewissen* *sowas verarbeiten?* *Übrigens für uns als Gewerkschafter* gilt die eiserne Überzeugung: In Verhandlungen verspielst Du mit gefärbten, gar entstellten Tatsachen deinen Kredit. Mit Lügen kommst Du als Gewerkschafter nicht weit. Wie peinlich ist das, wenn Lügen aufgedeckt werden! Und dann sogar in den höchsten Rängen der Moralanstalt Kirche!

Joseph, ich hab mir bei verschiedenen Vereinsmitgliedschaften gedacht, ob ich noch richtig bei den Brüdern bin. Aber, dass ich mir diese Frage bei meiner Kirche stellen müsste, auf die Idee wär ich nie gekommen.

Joseph, Du bist sicher genauso geschockt von dem Kardinal Woelki seinem übrigen Zirkus im Erzbistum Köln wie ich.

Halte wie ich die Ohren steif!

Herzlich
Dein Freund Sepp

P.S.: Ich bin als Bayer bis in die Wolle gefärbt katholisch, hab oft bei hitzigen Diskussionen in Gewerkschaftskreisen meinen Kopf für die Kirche hingehalten. Damit ist für mich jetzt Schluss!
